

Österreichisch-Ungarische Revue.

Jahrgang XII.

1897.

1897.

Herausgegeben und redigiert

von

A. Mayer-Winde.



22. Band, 6. Heft.



Wien.

Verlag der Österreichisch-Ungarischen Revue.

XVIII., Hans Sachs (vorm. Wildenmann)-Gasse 6.

Inhalt.

	Seite
Die Huzulen (Schluß). Von Prof. Dr. Raimund Friederich Raindl	329
Svatopluk Čech's Leben und Werke (Schluß). Von Phil. Dr. Jaroslav Sutnar	350
Geistiges Leben in Oesterreich und Ungarn	372
Die Oesterreichisch-Ungarische Monarchie. Von Prof. Dr. Friedrich Umlauf. Besprochen von R. Trampler. — Franz Herolds Dicht- tungen. Von Paul Kunad.	
Oesterreichisch-Ungarische Dichterhalle	394
Die Falkensteiner Glocke. Von Guido List.	



Oesterreichisch-Ungarische Revue.

Monatsschrift für die gesammten Culturinteressen der Monarchie, insbesondere für Verwaltung und Justiz, Cultus und Unterricht, Finanz- und Heerwesen, Gesellschaftspolitik und Hygiene, Bodenproduction und Industrie, Handel und Verkehr, Geschichte und Biographie, Länder- und Völkerkunde, Philosophie und Naturwissenschaft, Literatur und Kunst.

Die **Oesterreichisch-Ungarische Revue** bildet die neue Folge der **Oesterreichischen Revue** und hat sich gleich ihrem Vorwerke die Aufgabe gestellt, die lebendigen Traditionen der Monarchie fortzupflanzen und über das in seiner Mannigfaltigkeit reiche Culturleben Oesterreich-Ungarns sowie über die neue Epoche seiner Entwicklung aus unzweifelhaften Quellen Aufschluß zu geben. Unter der Rubrik „Oesterreichisch-Ungarische Dichterhalle“ bietet sie als Beigabe erlesene Proben der heimischen Dichtkunst unserer Tage.

Inhaltsverzeichnisse und Probehefte der **Oesterreichischen Revue**, ferner Inhaltsverzeichnisse der ersten fünf Jahrgänge und Probehefte der **Oesterreichisch-Ungarischen Revue** sind durch den Verlag der **Oesterreichisch-Ungarischen Revue** zu beziehen.

Abonnements nehmen sämtliche Buchhandlungen des In- und Auslandes, desgleichen die k. k. österr. und die k. ungar. Postanstalten, endlich der Verlag der **Oesterreichisch-Ungarischen Revue**, Wien, XVIII., Hans Sachs (vorm. Wildenmann)-Gasse 6, entgegen.

Die **Oesterreichisch-Ungarische Revue** erscheint in Monatsheften von durchschnittlich fünf Bogen Groß-Octav. Je sechs Hefte bilden einen Band. Der Prämumerationspreis inclusive Postversendung beträgt für

Oesterreich-Ungarn:

ganzzählig 9 fl. 60 kr.; halbjählig 4 fl. 80 kr.; vierteljährig 2 fl. 40 kr.

Für die Länder des Weltpostvereines:

ganzzählig 16 Mark = 20 Francs; halbjählig 8 Mark = 10 Francs; vierteljährig 4 Mark = 5 Francs.

Für das übrige Ausland:

ganzzähr. 25 Francs = 20 Schilling; halbjähr. 13 Francs = 10 Schilling 4 Pence.

Das einzelne Heft kostet für Oesterreich-Ungarn 1 fl.; für das Ausland 2 Mark = 250 Francs.



Dz. XVII 1. 744
I. k. akw.

Die Huzulen.

Von Prof. Dr. Raimund Friederich Raindl.

Czernowitz.

(Schluß.)

Sin Kosmacz wird erzählt, daß jede Wirtin ein „Ei mit Pferdchen“ haben müsse, damit das Vieh gedeihe. Beim Erzeugen der Ostereier bedeckt man zunächst mittelst eines eigenthümlichen Werkzeuges alle Stellen des Eies, welche weiß bleiben sollen, mit Wachs. Dann legt man das Ei gewöhnlich in gelbe Farbe, wo es einige Zeit verbleibt. Nimmt man nun das Ei heraus, so ist dasselbe ganz gelb; erwärmt man aber das Ei und wischt es mit einem Tuche ab, so reibt sich an denjenigen Stellen, wo das Wachs haftete, natürlich die Farbe sammt dem darunter befindlichen Wachs ab, und es würde somit auf dem gelben Grunde die weiße Zeichnung erscheinen. Indessen begnügt man sich nicht mit dieser einfachen Zeichnung. Das Ei wird vielmehr so, wie es aus der gelben Farbe kommt, ohne abgerieben zu werden, wieder mit Wachs gezeichnet, und zwar werden jetzt alle jene Stellen mit Wachs gedeckt, welche gelb bleiben sollen. Das so vorbereitete Ei kann nun in die rothe Farbe gelegt werden, wodurch man nach dem Abtrocknen und Abwischen ein rothes Ei mit weißen und gelben Ornamenten erhält. Zum Herstellen von Flecken, Tupfen u. s. w. auf den Eiern bedient man sich eines aus einem Lappchen gefertigten Bällchens, das an einen Span befestigt ist; mit demselben trägt man die Tupfen entweder aus dem Farbtöpfchen auf, oder man deckt diejenigen Stellen mit Wachs, welche von der nächsten Farbenlösung nicht berührt werden sollen.

Der wichtigste Theil der huzulischen Hausindustrie ist allenfalls das Spinnen und Weben. Diese Beschäftigungen sind fast ausschließlich Sache der Frauen; nur zuweilen findet man im Dorfe auch handwerksmäßige Weber. Zum Spinnen dienen der Kocken („koziuka“, „kudela“) und die Spindel („wereteno“), selten das Spinnrad, für welches daher die Huzulen keine eigene Benennung haben, sondern es mit dem gleichen Namen wie den Kocken bezeichnen. Die Mädchen und Frauen sieht man oft auf den Wegen im Gehen spinnen; zuweilen führt auch die zu Pferde sitzende Huzulin ihren Spinnrocken mit. Gefertigt werden Leinen- und Wollstoffe für Wäsche und Kleidung, ferner treffliche Wollteppiche, Gürtel, Taschen u. dgl. Dem häuslichen Fleiße der Frauen fällt überhaupt der Löwenantheil an der Herstellung der nöthigen Kleidungsstücke anheim; einzelne Männer beschäftigen sich mit der Kürschnerei, der Hervorbringung von Bundschuhen, Ledertaschen, Stöcken u. s. w.; Hüte, Stiefeln, schöne Kopftücher zc. werden in der Stadt angekauft.

Die Kleidung der Huzulen nimmt sich gegenüber derjenigen ihrer Nachbarn sehr stattlich aus. Sie legen auf die Schönheit derselben hohen Wert und opfern für sie mehr als für jedes andere Bedürfnis. Die Männer tragen ein Hemd aus grober Leinwand, welches stets über die Hose fällt. Dasselbe ist in manchen Gegenden am Kragen, Brustschliß, dann am unteren Saume und an den Rändern der Ärmel mit schmalen gestickten Streifen versehen. Die Hosen sind breit und bestehen im Sommer entweder ebenfalls aus grober Leinwand oder, was für den Winter ausschließlich gilt, aus zumeist hochrothem, seltener grauem, schwarzem oder blauem Halinatuch; leinene Hosen führen den Namen „portenyçi“, solche aus Tuch werden „haczi“ genannt. Oben werden dieselben mittelst eines breiten, mit Taschen ausgerüsteten Ledergürtels oder eines schmalen Riemens zusammengehalten; unten fallen sie entweder breit über die Stiefel, oder sie werden an den Waden mittelst der Sandalenstricke zusammengeschnürt. Die Füße werden in eine Art wollener Socken gehüllt und stecken in Sandalen, seltener in Stiefeln. Erstere werden zunächst mit schmalen Riemen zusammengeschnürt und dann mittelst Wollschnüre oberhalb der Knöchel an die Beine befestigt, indem zugleich die Hosen mitgebunden werden. Über dem Hemd trägt der Huzule einen kurzen Pelz ohne Ärmel („kiptar“), der mit Pelz verbrämt, gestickt, mit buntem Leder besetzt und mit Schnüren und Quasten verziert ist. Darüber legt er einen kurzen Mantel („serdak“) aus Halinatuch an, der gleichfalls

mit bunten Schnüren und Quasten versehen ist. Die Farbe desselben ist gewöhnlich schwarz, braun, grau, doch auch roth, sehr selten weiß. Im Winter, insbesondere auf Reisen und bei argem Winde und Schneefall, legt der Huzule über den Serdak noch einen langen, mit hohem Kragen ausgestatteten Mantel, die „manta“, an. Um den Hals wird ein buntes halbeidenes Tuch geschlungen, dessen Enden durch einen Ring gezogen werden, der sie zusammenhält. Ferner gehört zur Tracht des Mannes ein Hut, oft nach ungarischer Art und mit allerlei Zieraten versehen, im Winter aber eine Mütze aus Schafspelz, dann eine aus Wolle gewirkte Tasche oder eine aus Leder gefertigte, die häufig mit Nieten, Knöpfen u. dgl. verziert ist. Die Taschen werden mittelst eines Wollbandes oder eines breiten Lederriemens, der mit Blechstücken u. s. w. geschmückt ist, über die Schultern gehängt. Sie dienen zur Aufnahme der Pfeife, des Tabaks, des Feuerstahles, des Feuersteines und des Zündschwammes oder der Zündhölzchen, während im Gürtel das an einer langen Kette befestigte Messer, die Geldtasche und ein nadel förmiges Instrument zum Ausstieren der Pfeife verborgen werden. Nebenbei sei bemerkt, daß die Huzulen auch Cigarren rauchen. Auf Reisen führt der Huzule noch einen Reisesack über dem Rücken, der aus einem Schaf-, Ziegen- oder Rehsfell besteht, das, ohne aufgeschlitzt zu werden, abgezogen wurde. An Werktagen führt der Huzule gewöhnlich seine Hacke mit, sonst wohl auch einen Gehstock oder den Hackenstock; diese Stöcke sind oft mit bewunderungswürdiger Kunstfertigkeit hergestellt. Bei überaus festlichen Gelegenheiten, insbesondere zur Trauung, legt der Huzule außer der beschriebenen Kleidung noch einen langen weißen Mantel („gugla“¹⁾) an, statt dessen aber namentlich in der Bukowina auch die schon erwähnte „manta“ verwendet wird. Ausdrücklich muß bemerkt werden, daß die beschriebene vollständige Nationaltracht durchaus nicht an Arbeitstagen üblich ist. An denselben trägt der Huzule nebst dem Hemde und den Hosen, dann dem Gürtel, der Kopf- und Fußbekleidung nur noch den „Kiptar“ und wohl auch, insbesondere im Winter, den „Serdak“. Übrigens ist die Kleidung des Burschen und Mannes gleich. Der Knabe trägt zumeist bloß jene Stücke, die der Alltagskleidung entsprechen. Die Frauen haben Hemden mit vorzugsweise roth-schwarz-gelb gestickten Ärmeln, an Wochentagen zuweilen gar nicht oder nur weiß ausgenäht; in manchen Gegenden sind auch die Brustschlitze gestickt. Statt des Rockes dient eine breite

¹⁾ Da sie ein mit Kapuze versehener Überwurf ist, so hängt ihre Bezeichnung offenbar mit dem deutschen „Gugel“ (mittellat. „euenilla“) zusammen.

Schürze oder zwei schmälere aus zumeist rothem Tuch mit schwarzen, gelben oder grünen Streifen. Die Schürzen werden an der Taille mit einem langen schmalen Wollgürtel oder einer Wollschnur befestigt; sie ersetzen den sonst üblichen Rock vollständig und bieten überdies beim Reiten auf dem Pferde nach Mannesart besondere Vortheile. Übrigens sieht man manche reiche Huzulin zuweilen auch in einem Rocke einhergehen, wie ein blauer Tuchrock zum Hochzeitsstaate des Mädchens in Zabie gehört. Auch die Frauen tragen den kurzen Pelz, den kurzen und langen Mantel und die Tasche; ebenso ist die Fußbekleidung dieselbe wie beim Manne. Ohrgehänge, Messingketten um die Handgelenke, endlich um den Hals kleine Schellen und allerlei Perlen dienen als Schmuck; zuweilen sieht man eine aus Silbermünzen gefertigte Halskette. Die Weiber tragen um den Kopf ein gelbes, schwarzes, meistens aber rothes Tuch, das stets groß und bunt geblümt ist, oder ein weißes Handtuch. Dieses weist entweder an beiden Enden breite bunte Stickereien auf und heißt dann „peremitka“, oder es ist, und zwar ebenfalls an den Enden, mit Gold- oder Silberborten geziert und führt den Namen „rantuch“. Die Mädchen gehen selbst in der strengsten Winterkälte unbedeckten Kopfes und durchflechten ihr Haar mit rother Wolle, wozu bei Erwachsenen noch zahlreiche Messingknöpfe kommen. Ein Mädchen mit diesem Schmucke wird „diuka u bou-tyciach“, d. h. ein Mädchen im Kopfschmuck genannt, womit angedeutet wird, daß dasselbe heiratsfähig sei. Bei strenger Winterkälte tragen die Weiber, seltener die Mädchen eine Art von weißen wollenen Kniehosen,¹⁾ ferner (wie die Männer) wollene Handschuhe und ebensolche Pulswärmer. Bei besonderen Anlässen kommt wie beim Manne der lange Mantel hinzu. Übrigens trägt natürlich auch das Weib nicht allezeit diesen ganzen Staat, sondern nur das Hemd, die Rockschürzen und den Gürtel, die Kopf- und Fußbekleidung, endlich den „Kiptar“ und „Serdat“. Gleich dem Manne trägt schließlich das Weib den Stock mit, und wie dieser spricht es nicht nur dem Gläschen, sondern, namentlich im Alter, auch der Pfeife zu.²⁾

¹⁾ Sie bestehen aus zwei getrennten schlauchförmigen Stücken, die von der Fußbekleidung bis an die Oberschenkel reichen, und kommen insbesondere den reitenden Frauen zugute.

²⁾ Noch sei bemerkt, daß eine ziemlich vollständige Sammlung von huzulischen Kleidungs- und Einrichtungsstücken Werkzeugen u. dgl. das k. k. Naturhistorische Museum in Wien besitzt. Diese Collection wurde 1895 im Auftrage des Museums vom Verfasser angelegt.

Wiewohl der Huzule einen bedeutenden Theil seiner Lebensbedürfnisse, besonders des Getreides, aus dem Hügellande holen muß, fühlt er sich dennoch seinen Nachbarn überlegen; es mag dieses die Folge seiner verhältnismäßig größeren Wohlhabenheit sein, vor allem aber eine Nachwirkung der früheren Verhältnisse, da der Huzule als freier Mann der Berge und gefürchteter Freibeuter mit Verachtung auf die geknechteten Anwohner im Vorlande sah. Wenn der Name Huzule vor einigen Jahrzehnten den Hügelländern als Schreckwort für ihre Kinder diente, kann es uns nicht wundernehmen, daß seine Träger heute noch sowohl auf ihre westlichen Anwohner, die Boiken, als auch auf die Rusnaken am nordöstlichen Fuße der Karpaten verächtlich herabblicken, trotzdem sie ihnen nahe verwandt sind. Der Name der Boiken, der übrigens auch auf die Rusnaken am Pruth übertragen wird, gilt unter den Huzulen als Schimpfwort; zudem ist es bemerkenswert, daß der Huzule im Czeremoszgebiete seine Stammesgenossen am Pruth manchmal ebenfalls Boiken nennt. Von sich spricht der Huzule gewöhnlich in der Mehrzahl. Gegen Andersgläubige, selbst gegen Juden, ist er verhältnismäßig duldsam. Es fehlt ihm nicht an Gewandtheit, an Scharfsinn und Humor, wie dies u. a. die Redensarten, Sprüche und nicht minder viele der improvisierten Lieder beweisen; auch ihre schwankhaften Erzählungen sind oft recht gelungen. Geschmack, einen gewissen Kunstsinn kann man den Huzulen nicht abprechen. Leider aber sind sie wenig wahrheitsliebend und in ihren Rechtsanschauungen ziemlich lässig. Einzelne gesetzliche Bestimmungen leugnen die Huzulen offen als bindende ab, so insbesondere den Wild-, Wald- und Feldschutz, den Fischereivorbehalt und die Verordnungen gegen den Schmuggel. Daher kommt es, daß die Huzulen zunächst den Wald-, Wild- und Felddiebstahl, dann den Diebstahl von Lebensmitteln in Folge großer Armut völlig entschuldigen oder doch nur sehr gering anschlagen. Der Huzule soll namentlich die Schädigung des Nichthuzulen für erlaubt halten, und um Reisende, besonders jüdische Kaufleute, zu plündern, soll selbst die Gastfreundschaft verletzt worden sein. Überhaupt standen bis um die Mitte dieses Jahrhunderts, wie bereits bemerkt worden ist, die Huzulen wegen ihrer Raubthaten im bösen Geruche; doch herrscht gegenwärtig überall die vollkommenste Sicherheit. Zu erwähnen ist, daß man sich oft mit der Rückgabe des gestohlenen Gegenstandes begnügt; höchstens daß an den Beschädigten noch ein Schweiggeld gezahlt wird, damit der Übelthäter nicht in Verruf komme. Streng verurtheilt wird

nur der Kirchenraub, ferner die Veraubung einer Leiche, der Diebstahl im Hause einer armen Witwe und der Diebstahl von Bienen. Die Huzulen erzählen, daß dem Bienendiebe im Jenseits die gestohlenen Bienen durch den Nabel herausfliegen werden, oder daß er schon auf dem Wege dahin von den Bienen aufgezehrt werde. Überaus gering schlagen die Huzulen Ehrenbeleidigungen und Trunkenheit an. Daß der Huzule das Weib als sein Eigenthum im engsten Sinne betrachtet, das bringen die symbolischen Schläge, welche er ihm sofort nach der Trauung verabreicht, klar genug zum Ausdruck. Auch bei anderen Gelegenheiten tritt diese Anschauung zutage. Gehen der Mann und das Weib desselben Weges, so bleibt letzteres in der Regel wenigstens einen halben Schritt zurück. Ist eine Last zu tragen, so wird sie gewöhnlich dem Weibe aufgebürdet. Das Reitpferd benützt zumeist der Mann, während das Weib zu Fuß daneben herläuft. Beim Eintreten in das Haus schreitet stets der Mann voraus. Mit Schlägen geht der Mann nicht eben sparsam um. Sein Grundsatz ist: „Wenn Du ein gutes Weib haben willst, mußt Du wie in ein Holzstück dreinschlagen.“ Auch die Redensart: „Das Weib schlägt mit dem Munde, und Du wirst es nicht mit den Fäusten bezwingen!“ zeugt von einer ähnlichen Anschauung. Zu Würden und Einfluß gelangt, ist der Huzule meist stolz und hart. Wohl alle diese Eigenschaften lassen sich aus seinem Vorleben erklären. Der Schulbildung sind die Huzulen ebensowenig als die anderen Landleute im Ostkarpatengebiete geneigt.

Die Phantasie dieser Bergbewohner ist überaus lebhaft, und da sie die alten Überlieferungen noch zum überwiegenden Theile treu bewahren, so ist die Fülle ihrer Sagen, Mythen und Legenden groß, und fast auf jedem Schritte begegnen wir eigenartigen, mitunter geheimnisvollen Sitten und Gebräuchen. Drei Cyklen aus dem Volksglauben und der Volksdichtung der Huzulen verdienen aber besondere Beachtung. Der erste umfaßt den Kreislauf des Lebens von der Wiege bis zum Grabe, der zweite den höchst merkwürdigen Festkalender der Huzulen, der dritte endlich ihre kosmogonischen Sagen. Aus jedem derselben möge hier das Wichtigste und Interessanteste platzfinden.

Bevor das Kind noch das Licht der Welt erblickt hat, waltet seiner schon der Volksglaube. Ist es geboren, so muß für sein Wohl und seine Gesundheit durch Anwendung geheimnisvoller Mittel gesorgt werden. Durch allerlei Zauber bestrebt sich die Mutter, das Kind gegen die Folgen des bösen Blickes und den Einfluß der Hexen zu schützen, und welche merkwürdige Mittel wendet sie z. B.

an, um ihrem Säugling einen gesunden Schlaf zu verschaffen! Hier sei nur eine dieser Besprechungen geschildert. Der Besprechende tritt in die Hütte und sagt den gewöhnlichen Gruß: „Guten Abend, Herr Wirt!“ Hierauf erfolgt die übliche Antwort: „Gute Gesundheit!“ Nun spricht wieder der erste: „Da hast Du ein schlaf- riges Kind,“ und die Antwort lautet: „Da hast Du das schlaflose Kind.“ Diese Formeln müssen zweimal gesagt werden, worauf sich der Besprechende rasch entfernt. Hiermit ist gewissermaßen ein Austausch vollzogen und für das Kind der gesunde Schlaf gewonnen worden. Von den gestorbenen Kindern weiß die Volksüberlieferung manches Merkwürdige zu erzählen. Die ungetauften irren sieben Jahre auf der Welt umher, um die Taufe zu ersehnen; haben sie letztere während dieser Zeit nicht erhalten, so werden sie Teufel. Ein glücklicheres Los ist den getauften Kindern beschieden: sie kommen sofort in den Himmel, und daher pflegt man hie und da die Särge dieser Kinder am Fußende offen zu lassen, um sie im Verlassen derselben nicht zu behindern.

Ist das Kind zum Burschen oder Mädchen herangewachsen, so beginnt das Liebesleben mit seinen Geheimnissen. Die Anzahl der Liebesorakel, welche die huzulischen Schönen anstellen, ist überaus groß, und auch hier wie anderwärts sind sie besonders am Andreasabende und zur Weihnachtszeit üblich. So pflegen in der St. Andreasnacht die Mädchen nackt Hanfsamen zu säen und ihn mit ihrem nationalen Schürzenrocke oder mit dem Hemde zu ver- rechnen, indem sie den Spruch sagen: „Andreas, Andreas, ich säe auf Dich Flachs und Hanf, mit dem Schürzenrock verrecke ich, heiraten will ich, gib mir zu wissen, mit wem ich ernten werde!“ Hierauf begibt sich das Mädchen zur Ruhe; wer ihm im Traume erscheint, wird es heimführen. Weit verbreitet ist das Pflockzählen. Das Mädchen zählt nämlich an einem Baume der Reihe nach neun Pfähle ab und schließt aus der Beschaffenheit des letzten auf die Eigenschaften des künftigen Mannes. Auch gehen die Mädchen unter das Fenster eines beliebigen Hauses und lauschen da, ob sie zuvörderst ein „Ja“ oder ein „Nein“ vernehmen würden. Im ersteren Falle heiraten sie im nächsten Jahre; im anderen unterbleibt dies. Eben solcher geheimnis- voller Mittel bedient sich das Mädchen oder die Frau, um sich die Liebe eines Mannes zu verschaffen oder zu bewahren. Zu dem Zwecke werden z. B. eine Tanne und eine Buche aufgesucht, deren Zweige ineinander verstrickt sind; von diesen nimmt die Liebesbedürftige das Laub, kocht es und gibt den Abjud dem Auserwählten zu trinken.

Während er trinkt, denkt oder murmelt das Mädchen: „So wie diese Bäume einander fremd sind und doch sich vereinen, so sei es zwischen uns!“ Ein anderes Mittel, das Mädchen und Weiber benützen, besteht im Tragen von Quecksilber an der Brust; es soll ein vorzügliches Mittel sein, sich feuriger Gegenliebe zu versichern. Denselben Zweck erreicht man dadurch, daß man dem Geliebten Milch zum Trinken bietet, in der das Kraut „lubestok“ oder „lubymene“ (Liebesstöckel, *Levisticum offic.*) gekocht wurde. Auch Zauberinnen werden in Liebesangelegenheiten aufgesucht. Dann bringt das Mädchen einen beliebigen Gegenstand, den es dem Manne genommen hat, und die Zauberin gießt über denselben Wasser in eine Schüssel und macht über dem Wasser ein Kreuz mit dem Messer. Hierauf werden Zauberkräuter hineingeworfen, und nach weiterem geheimnißvollen Thun muß schließlich sich das Mädchen mit dem Wasser waschen. Ferner pflegen die Mädchen sich am Morgen des Johannisstages nackt im Graße umherzuwälzen, um begehrenswert zu werden.

Natürlich sucht auch unter den Huzulen wie anderwärts das liebesbedürftige Herz seine Gefühle im Liede zum Ausdruck zu bringen. Doch findet sich von der innigen, schwermüthigen Dichtung, welche bei den Rusnaken im Vorlande vorherrscht, nur wenig vor. Eines der gelungensten dieser Art ist das folgende:

Du stirb früh, mein Liebchen,	Und die Leute werden gehen
Und ich sterbe abends,	Und einander sagen,
So daß man uns soll begraben	Welches traute Liebespaar
In einem gemeinsamen Häuschen!	Liegt in diesem Grabe.
So daß man uns mag begraben	Und daß man uns mag begraben
In ein gemeinsam Gräblein	Kopf an Kopf zusammen,
Mit einem bemalten Kreuzchen	Daß ein lieblich Plaudern herrsche
Zu unseren Köpflein.	Auf jener Welt mitsammen.

Anderer Lieder besingen in schwermüthigen Tönen zumeist den schlechten Tausch, den das frei im Elternhause lebende Mädchen durch seine Verhehlung getroffen hat. Vorwiegend sind aber die Lieder, welche das Liebesglück preisen wie z. B. die folgenden Frauenstrophen:

Es ruft der Kuckuck	O, so sollen sie erleben
Von Salzquell zu Salzquell,	Das helle Tageslicht,
Zieraten sind an der Tasche	Wie ich ihnen schenken möchte
Meines Swan.	Meinen Liebling!
An den Riemen aber Bleche	O, so sollen sie schauen
— — — — — — — — — —;	Holz unter dem Herde,
Solch ein Fälllein habe ich,	Wie ich ihnen schenken möchte
Daß es allen Mädchen zum Neid gereicht.	Meinen Schwarzbräunigen!

Nicht übel ist ein Liedchen, in welchem das Mädchen seiner Liebessehnsucht in origineller Weise Ausdruck verleiht:

O, es schmerzt mich das Köpfchen	Aber nicht einen Arzt,
Und zwischen den Schultern,	Der Medicin verschreibt,
Ich benöthige einen Arzt	Sondern jenen Arzt,
Mit schwarzen Augen.	Der das Antlitz küßt.

Als Gegenstück zu dem vorhergehenden mag das folgende dienen, in dem das Mädchen recht drastisch das Liebeswerben eines zu jugendlichen Liebhabers zurückweist:

O, es ruft mir der Kuckuck,	O, es ruft mir der Kuckuck,
Es ruft der gefleckte,	Es ruft der graue,
Lieben möchte ich Dich, Jüngling,	Lieben würde ich Dich, Jüngling,
Wärest Du nicht rozig!	Wärest Du nicht weinerlich!

Von den vielen losen Liedchen, welche unter den Huzulen umgehen und nur allzu oft die laze sittliche Anschauung verrathen, mögen hier zwei Strophen angeführt werden:

Nikolaus, ich sterbe,	O mein Herrchen, ich bitte Euch,
Laufe rasch um Brantwein,	Ich möchte Euch brauchen,
Nimm doch nicht die kleine Flasche,	Mein Mütterlein ist nicht zuhaus,
Sondern nimm das Fäßchen!	So werde ich Euch küssen!

Die Ehen werden selten aus gegenseitiger Zuneigung geschlossen. Die Werbung („swatanie“) findet meist zur Weihnachtszeit oder im Fasching statt, seltener im Sommer und Herbst. Zur Abendzeit geht der heiratslustige Bursche, nachdem er zwei Werber aus seinen Verwandten oder Freunden gewählt hat, in das Haus der Auserworenen. „Guten Abend,“ lautet der Gruß der Ankömmlinge, „Gott ist in dieses Haus eingezogen und wir mit ihm! Habet Ihr ein Mädchen zum Verheiraten?“ Sobald der Vater des Mädchens die Frage bejaht hat, sagen wieder die Werber: „Wohlan, wir sind gekommen, um mit Gottes Hilfe die Kinder zu verbinden.“ Hierauf stellt der Bursche eine Flasche Brantwein auf den Tisch, füllt ein Gläschen voll und trinkt es dem Mädchen zu. Nimmt dieses das wiedergefüllte Glas an und trinkt es den Brantwein, so ist solches ein Zeichen, daß die Werbung angenommen sei. Reicht dagegen das Mädchen den Becher, ohne ihn geleert zu haben, weiter, oder stellt es ihn auf den Tisch, so stecken die Werber ihre Flasche ein und gehen in ein anderes Haus, ihr Glück zu versuchen. Wird die Werbung angenommen, so wird sofort über das Heiratsgut verhandelt. Der Trauungstag wird festgesetzt, sobald die jungen Leute beim Priester die Prüfung aus den Gebeten bestanden haben; es wird in der Regel ein Donnerstag oder noch

häufiger ein Sonntag gewählt, weil diese Tage als glückbringende bezeichnet werden. Die Feierlichkeiten beginnen aber schon am Vortage der Trauung. In diesem Tage versammeln sich nämlich sowohl im Hause der Braut als auch in jenem des Bräutigams deren Gäste, um für die Braut den Kranz, für den Bräutigam ebenfalls einen Kranz oder einen Strauß anzufertigen, welche auf dessen Mütze gesetzt werden. Gleichzeitig wird ein mit gefärbten Wollflocken und dem zauberkräftigen Basilicum verziertes Tannen- oder Fichtenbäumchen auf den Tisch gesetzt als Zeichen, daß die Hochzeitsfeier anhebt. Die Trauungen finden stets in der Kirche am Vormittage statt. Zur Kirche werden auch die erwähnten Hochzeitsbäumchen mitgeführt. Sobald die Brautleute die Kirche verlassen haben, streicht der Bräutigam die Braut dreimal mit der Reitpeitsche zum Zeichen, daß er jetzt ihr Herr geworden sei. Im Elternhause der Braut muß der Bräutigam sich den Platz neben derselben von ihrem Bruder oder Anverwandten, der ihn besetzt hält, erkaufen. „Wie viel verlangst Du für den Platz?“ beginnt der Bräutigam. „Dreihundert Gulden!“ bekommt er etwa zur Antwort. „Das ist zuviel!“ entgegnet der Bräutigam, und es beginnt ein Feilschen, bis der Bräutigam die Braut und den Platz neben ihr für einen kleinen Geldbetrag oder eine Hacke ersticht und den anderen mit der Peitsche zur Thür hinausjagt; auch die Braut erhält jetzt wieder drei Schläge. Ohne das erwähnte Geschenk an den männlichen Anverwandten könnte dieser die Auslieferung der Braut verweigern, dagegen sind Geschenke des Bräutigams an die Braut und deren Mutter nur freiwillige. Die Unterhaltung am Hochzeitstage währt bis in die Nacht hinein und findet sowohl im Elternhause der Braut als in jenem des Bräutigams statt. In letzteres wird schließlich auch die Braut gebracht, worauf nach beendeter Unterhaltung das junge Paar von den Beiständen und Brautführern in die Schlafkammer geleitet wird. Am Morgen wird es von der Brautmutter geweckt und die junge Frau, sobald sie sich angekleidet hat, mit einem Kopftuche bedeckt zum Zeichen, daß sie nun Weib sei. Hierauf wird der „Nachtrunk“ gefeiert. Das junge Ehepaar wird nämlich von den Eltern der Braut besucht, wobei es an reichlichem Trunk nicht fehlen darf. Acht Tage nach der Trauung und zwar gewöhnlich am Sonntag geschieht die Einführung des jungen Paares in die Kirche. Bevor sie in die Kirche eintreten, spricht der Geistliche über die „Unreinen“ Gebete. Sodann suchen die Neuvermählten die Eltern der Braut auf und übernehmen die Mitgift. In manchen Gegenden findet

diese Übergabe am Tage, der dem „Nachtrunk“ folgt, statt. Wie das Aufstecken der erwähnten Bäumchen den Beginn, so bezeichnet deren Entfernung den Schluß der Hochzeitsfeier. Gewöhnlich wohnen die jungen Eheleute zunächst eine zeitlang, oft auch dauernd im Hause der Eltern. Es ist dies ein deutlicher Überrest der altslavischen Hauscommunion.

Die losen sittlichen Anschauungen und die geringe Achtung des Weibes überhaupt, auf die schon an früheren Stellen hingewiesen wurde, trüben auch zumeist das Eheleben der Huzulen. Eheliche Treue ist selten zu finden; die Untreue wird geradezu offenkundig geduldet, wenn sie Vortheile bringt. Als Illustration möge folgende Begebenheit dienen. Der in Seletin ansässige Zigeuner W. B. hatte seine Frau aus dem Hause gejagt. Um jedoch einer Lebensgefährtin nicht zu entbehren, begab er sich zum Huzulen M. D. und kaufte von ihm seine Tochter für 50 fl. Er wurde beim Gerichte angezeigt und bestraft, unterhielt aber noch ferner mit dem Mädchen Umgang, bis er desselben überdrüssig wurde. Hierauf lockte er das Weib eines Huzulen an sich. Als dieser kam, um seine Frau zurückzufordern, wußte W. B. ihn zu bewegen, ihm für 60 fl. das Weib noch für ein Jahr zu belassen. Auch dafür wurde W. B. mit einer Gefängnisstrafe belegt, lebte aber doch das ausbedungene Jahr mit dem Weibe des Huzulen, der dieses hierauf wieder abholte.

Um den Kreis der Gebräuche, welche die verschiedenen Lebensphasen des huzulischen Bergbewohners begleiten, zu vollenden, erübrigt uns noch, insbesondere die Todtengebräuche zu schildern. Es mögen daher dieselben, wie sie im Dorfe Ploska üblich sind, hier mitgetheilt werden. Der Leichnam wird in der Regel in die gewöhnlichen Festtagskleider gehüllt; doch kommt es vor, daß dem Manne statt der Pelzmütze — Hüte erhalten nur Burschen — eine aus schwarzem Tuch genähte Todtenmütze („kamaniak“), wie sie Lebendige nie tragen, auf den Kopf gesetzt wird. Statt des Ledergürtels erhalten die Todten zuweilen eine Schnur, die ein Mädchen unter sieben Jahren oder ein sehr altes Mütterchen spinnen mußte. Kleinen Kindern pflegt man den Kopf in weiße Schafwolle einzuhüllen. Die männlichen Angehörigen des Todten umbinden sich zum Zeichen der Trauer den Kopf mit einem schwarzen Tuche und gehen so unbedeckten Hauptes bis zur Beerdigung umher. Zu Häupten des Todten stellt man gewöhnlich auf einen umgestürzten Topf eine Unschlitleuchte („kahaneo“, „pošwit“) und ein Töpfchen mit Brunnenwasser. Mit dem letzteren wäscht man dem

Todten vor Sonnenaufgang das Gesicht; das Tuch, welches hierbei zum Abtrocknen des Gesichtes dient, und ebenso die Leinwand, auf welcher der Todte gebettet ist, werden vor der Beerdigung in den Sarg gelegt, „damit sich niemand damit abtrockne und dem Verstorbenen in den Tod folge“; das Töpfchen, in welchem das Wasser enthalten war, und die Leuchte schenkt man nach der Beerdigung einem Armen; der Topf endlich, auf welchem Töpfchen und Leuchte standen, oder ein anderes Gefäß wird, sobald der Todte aus dem Hause getragen wird, von einem alten Weibe zer schlagen, „damit der Todte niemand nach sich ziehe und in den Träumen nicht erscheine“. Was an Speisen zur Zeit des Absterbens des Todten bereitet worden war, darf von keinem Menschen genossen werden, sondern muß den Schweinen, Hühnern und Hunden vorgeworfen werden; man sagt, die Milch, das Brot u. s. w. sei gestorben („zaumret“). In der Nacht vor der Beerdigung, in welcher auch die mit mannigfaltigen Spielen verbundenen Todtenwachen stattfinden, verrichten der Priester und der Kirchenjänger abwechselnd beim Todten Gebete, bei Reichen oft die ganze Nacht hindurch, „damit der Seele leichter werde“. Vor dem Hause brennt in dieser Nacht ein Feuer. Die Stube (oder das Vorhaus), in welcher der Todte liegt, fegt man nicht, bis der Todte herausgetragen worden ist, „damit nicht in diesem Hause es so leer werde wie ausgekehrt“. Erst nachdem der Todte entfernt wurde, wird das Kehrlicht sammt dem Stroh, auf welchem der Verstorbene lag, verbrannt. Zum Händewaschen der Zimmerleute nach der Fertigstellung des Sarges ist zu bemerken, daß dasselbe in Ploska anders vor sich geht als an anderen Orten. Hier findet es nämlich in folgender Art statt. Nach Vollendung ihrer Arbeit legen die Arbeiter ihre Werkzeuge auf den Sarg und knien an der einen Seite desselben nieder, während die Verwandten an der anderen Seite sich auf die Knie niederlassen. Hierauf waschen die Verwandten den Meistern die Hände, trocknen letztere und reichen jedem ein Licht, ein Handtuch und ein Brot, indem sie zugleich die Arbeiter bitten, dem Verstorbenen für die ihnen verursachte Mühe nichts nachzutragen und von ihm in jener Welt keine Bezahlung dafür zu fordern. Auch dem Alphornbläser, welcher sich an der Beerdigung betheiligt, wird über den Sarg ein Schäflein als Lohn gereicht. Andere Geschenke, abgesehen von der bereits erwähnten Vergebung des Topfes und der Leuchte, werden erst sechs Wochen (40 Tage) nach dem Tode bei dem zum Gedächtnisse des Hingeshiedenen abgehaltenen Todtenmahle („obid“, „komasznia“) vertheilt. An diesem Tage gelangen besonders die Vermächtnisse an Arme,

an die Diener, den Geistlichen und den Kirchendiener zur Vertheilung, welche der Verstorbene auf dem Todtenbette bestimmt hat. Die Geschenke bestehen in Kleidern, Vieh und Geld. Bis zu jenem Tage irrt auch noch die Seele umher und kehrt in der früheren Wohnung ein. Beim Heraustragen des Sarges aus dem Hause ist das anderwärts sowohl bei den Huzulen als auch den Rusnaten gebräuchliche dreimalige Anklopfen mit demselben an die Schwelle in Ploska nicht üblich. Getragen wird gewöhnlich der Sarg mittelst zweier Stangen, welche rechts und links angeschnürt werden; von einer Bahre würde der Todte beim Abstiege von den Bergen leicht herabgleiten. Die Stangen nimmt niemand zu einem anderen Gebrauche, sondern man läßt sie auf dem Friedhose liegen. Auf einem Wagen fährt man niemals den Todten, „denn das hieße die Knochen zerrütteln“. Dagegen kommt es vor, daß man selbst im Sommer den Leichnam auf einem von Ochsen gezogenen Schlitten befördert; in diesem Falle soll das Joch umgekehrt benützt werden, damit der Besitzer des Geppannes keinen Schaden erleide. Geht während der Beerdigungsfeier ein Gußregen nieder, und stürmt es, so schließen daraus die Leute, daß der Verstorbene auf das schlechte Wetter („hodyna“) schimpfte. Endlich mag noch erwähnt werden, daß, im Falle ein Wasser zu überschreiten ist, die Verwandten einen oder zwei Kreuzer in dasselbe „für die Überfahrt“ werfen. Auch wird erzählt, daß nach einem solchen Übergange der Leichnam viel schwerer würde, wenn dieses Opfer nicht gebracht worden wäre. Daher erinnern die Leichenträger die Verwandten an dasselbe mit den Worten: „Werfet die Kreuzer, damit keine Sünde sei!“

Den zweiten, höchst merkwürdigen Theil der Volksüberlieferung der Huzulen umfaßt der Festkalender. Die Huzulen sind keineswegs „religionslos“, wie Büchner will, vielmehr findet man in jeder Gemeinde eine bis zwei griechisch-orientalische oder griechisch-katholische Kirchen, welche die Huzulen, soweit es die Besiedelungsverhältnisse ihrer Heimat erlauben, recht fleißig besuchen; auch legen sie auf kirchlichen Pomp großes Gewicht und errichten an Straßen, auf Feldern und in Gärten häufig Kreuze und Kapellen. Wohl aber haben sich in ihren Festgebräuchen gar viele Reste aus der Zeit des Heidenthums erhalten. Die großen Festkreise der Winter Sonnenwende, der Tag- und Nachtgleiche im Frühlinge und der Sommer Sonnenwende treten nicht nur in einer Fülle von Gebräuchen zutage, welche sich an christliche Feste lehnen, sondern es wird noch eine Reihe von Festen gefeiert, die durchaus heidnischen Charakters sind.

Fassen wir zunächst die Feier der Winter Sonnenwende ins Auge, welche gegenwärtig wie anderwärts an das Weihnachtsfest, den Neujahrstag und das Fest der „Drei Könige“ anknüpft. Die Bedeutung dieser Feier wird durch das Verbrennen des „Did“, das ist des Alten, des Teufels, deutlich charakterisiert. Der Alte, welcher durch einen Strohbund, den man am Weihnachtsabend in die Stube bringt, vorgestellt wird, ist zweifellos eine Personification des Winters; daß er am dritten Weihnachtstage verbrannt wird, steht ganz offenbar in Bezug zu den in der Natur stattfindenden wichtigen Ereignissen: der kürzeste Tag ist nun vorüber, und die lebenspendende Sonne beschreibt wieder größere Bogen am Himmel. Das „lebendige“ Feuer, welches ähnlich wie die Räder in der Halle Dags bei den Huzulen am heiligen Abend durch Reiben (zweier Hölzer) erzeugt und wenigstens die ganze Nacht hindurch, mitunter aber auch durch zwölf Tage erhalten wird, ist ein schönes Sinnbild der neubelebten Sonne; übrigens ist es unverkennbar, daß wir in diesem Brauche den germanischen Julblock wiederfinden. Da ferner die Wiedergeburt der Sonne nicht plötzlich geschieht und es mehrere Tage dauert, bis die rückkehrende Sonne merklich größere Bogen beschreibt, so umfaßte die Feier der Sonnenwende offenbar schon in den ältesten Zeiten eine Reihe von Tagen. Bei den Deutschen hieß bekanntlich dieser heilige Zeitraum „die zwölf Nächte“, „Zwölften“, „Rauhnächte“ oder „Lostage“; er wird von der Weihnacht bis zum Dreikönigsfeste gezählt, und noch jetzt herrscht in vielen Gegenden Deutschlands der Glaube, daß während jener Zeit keine Arbeit verrichtet, vorzüglich nicht gesponnen werden darf. Ebenso werden bei den Huzulen noch gegenwärtig die Zwölften gefeiert. Man darf während derselben keine größere Arbeit verrichten und insbesondere keine wichtige beginnen; nur zu kochen und das Vieh zu bestellen ist gestattet. Daher werden diese Tage geradezu „swietky“, d. h. etwa kleine Feiertage genannt. Schon oben ist bemerkt worden, daß auch das lebendige Feuer in manchen Gegenden zwölf Tage lang erhalten wird; hierzu kommt noch, daß man daran die Tabakspfeife nicht anzünden darf; der Gedanke liegt nahe, daß dieses Feuer überhaupt einmal als Opferfeuer angesehen wurde, das zu keinen Nutzzwecken verwendet werden durfte. Bemerkenswert ist ferner, daß die Tage von Weihnachten bis zum Dreikönigsfeste ihre alte Bedeutung als Lostage bewahrt haben. Männer, Frauen und Mädchen versuchen in dieser Zeit dem Schicksale seine Geheimnisse durch allerlei Mittel abzulocken. Ebenso ist die Weihnachtsfeier für anderen Zauber die geeignetste Zeit.

Übereinstimmend mit der Überlieferung von dem Wüthen der wilden Jagd während der Zwölften ist unter den Huzulen der Glaube verbreitet, daß in diesen Nächten die unreinen Geister an einsamen Orten, im Walde, auf den Bergen und Almen, auf Kreuzwegen und unter den Brücken ihr tolles Spiel treiben. Sie führen die Menschen irre und leiten sie an gefährliche Stellen, wo sie sich todt schlagen oder ertrinken. Aber auch in anderen Beziehungen sind die Zwölften eine geheimnisvolle Zeit. In der Weihnacht und in der Neujahrsnacht sprechen die Thiere, die Schätze brennen in der Erde und „reinigen“ sich hierdurch; um Mitternacht in der Weihnacht und ebenso in der Nacht vor dem Dreikönigsfeste kann man Wein statt Wasser aus den Brunnen schöpfen — ein schönes Bild der Segensfülle, welche die rückkehrende Sonne auf die Erde herabströmt.

Wie der Weihnachtsfestkreis an die uralte Feier der Winter-sonnenwende anknüpft, so entspricht der Osterfestkreis der Feier der Tag- und Nachtgleiche im Frühlinge. Zwischen beiden bestehen naturgemäß innige Beziehungen: zur Weihnachtszeit wurde die Sonne wiedergeboren, jetzt siegt der junge Frühling über den Winter. Daher pflegt man ähnlich wie zu Weihnachten am Chardonnerstag Feuer anzuzünden und diesen Brauch als das Verbrennen des Alten („gida“, „dida palyty“) zu bezeichnen. Die Huzulen nennen diese Sitte auch geradezu „den Teufel (Judasa) verbrennen“, woraus klar hervorgeht, daß es sich um die Vernichtung des winterlichen, bösen Gottes handelt, über den nunmehr der Sommer völlig gestiegt hat. Am Gründonnerstag baden sich ferner die Mädchen im fließenden Wasser, um schön zu werden und gesund zu bleiben. Nach dem huzulischen Volksglauben werden durch das Bad auch die Freier angelockt, doch soll das Mädchen zuvor dreimal nackt um die Hütte laufen und das Bad um Mitternacht oder doch vor Sonnenaufgang nehmen. In derselben Absicht begießen sich die Burschen und Mädchen am Ostermontag und Dienstag. All dies deutet darauf hin, daß man dem von den winterlichen Banden befreiten Wasser eine ganz besondere Kraft zuschreibt. Mit diesem Wassercultus hängt auch das merkwürdige Fest der „Nachmanen“ (wahrsch. = Brahmanen) zusammen. Von ihnen erzählen die Huzulen, daß sie Zwerge seien, die am fernen Meeresgestade wohnen und so klein sind, daß zwölf in einem Backofen dreschen können. Dieselben seien überaus rechtschaffen und ein Muster für die Menschen. Aber sie wußten nicht, zu welcher Zeit das Osterfest gefeiert werden solle. Da hatten die Menichen beschlossen, ihnen hiervon Nachricht zu geben.

Man warf daher die Schalen der Ostereier in die Bäche und Flüsse, damit sie den Zwergen die Botschaft brächten. Als nun die Schalen dahin gelangten, hielten die Nachmanen das Osterfest. Dies geschehe jetzt alle Jahre, und mit den Zwergen feiern die Menschen. Dieses Fest fällt stets 25 Tage nach Ostern. In gleicher Weise, wie die Feier der Winter Sonnenwende an drei christliche Festtage geknüpft erscheint, finden wir Spuren des Frühlingsfestes in mehreren Feiertagen. Zu letzteren zählt vor allem das Georgsfest (23. April a. St. = 5. Mai n. St.). Dasselbe gilt bei den Huzulen geradezu als erster Frühlingstag, und da an diesem Tage das Vieh zum erstenmale ausgetrieben wird, so glaubt der Landmann, daß insbesondere in der Nacht vor dem Feste die Hexen ihre Zusammenkünfte halten und Berathungen pflegen, wie sie den Kühen schaden könnten. Die Überlieferungen über diese Zusammenkünfte stehen in engster Beziehung zur Sage von der Walpurgisnacht (30. April auf 1. Mai), mit der sie auch zeitlich nahe zusammenfallen. Wie diese ihren Ursprung in einem mit Tänzen verbundenen Frühlingsfeste hatte, so erzählen noch gegenwärtig die Huzulen, daß die Hexen auf hohen, kahlen Bergen zusammenkommen und daselbst mit den Teufeln und Winden um die Wette tanzen. Zum Schutze gegen die Hexen stellt man bei den Thoren und Thüren auf die Pfosten Rasenstücke, in denen die am Palmsonntag geweihten Zweige oder solche von der Silberpappel stecken, deren Holz ganz besonders geeignet ist, die Geister zu bannen. Auch das Bezeichnen der Thore mit Kreuzzeichen ist üblich; die Kühe werden aber mit Lehm bestreut und mit Weihrauch oder Schlangenhaut beräuchert. Das Anzünden von Feuern am Abende vor St. Georg ist bei den Huzulen allgemein gebräuchlich. Als Brennmaterial dient gewöhnlich der Mist, welcher sich während des Winters auf dem Hofe angesammelt hat. Da der St. Georgstag als Frühlingsanfang gilt, so reinigt der Huzule vor demselben Hof und Garten, und nur bis zu diesem Feste läßt er noch die Viehstücke auf jenen Wiesen weiden, die zur Heumahd bestimmt sind. Nach dem St. Georgstage werden die Wiesen gegen den Zutritt des Viehes wohl verwahrt, und man beginnt mit der Bestellung des Gartens und des Feldes. Insbesondere pflegt man am Georgstage selbst das zauberkräftige Basilienkraut („wasylak“) zu säen. In der Nacht vor dem Feste heult auch die Wölfin und wirft so viele Jungen, als im betreffenden Jahre Faschingswochen waren. Nahe verwandt mit dem Georgsfeste ist der auf den ersten Montag nach Pfingsten fallende Teufelstag. An demselben versammeln sich die Teufel um die

Mittagszeit auf gewissen Bergen, so z. B. auf der Alm Luczyna in der Bukowina; sie tanzen daselbst und zertreten den Boden derart, daß auf ihm nichts mehr wachsen und gedeihen kann. An diesem Tage, der den Namen „rozihry“, d. h. Unterhaltung trägt, darf nicht gearbeitet werden. Am besten ist es, wenn man den ganzen Tag schläft, um den Teufelstanz nicht zu Gesicht zu bekommen. Doch soll man weder an diesem Tage noch in der folgenden Nacht außerhalb des Hauses schlafen, weil die Teufel dem Menschen Übles anthun und ihn auch mit sich fortführen können. Die Teufel, welche an den „rozihry“ theilnehmen, sind übrigens nach der Meinung mancher von besonderer Art. Es sind dies nämlich die sogenannten „nauky“, die vorn schön gekleidet sind und einen angenehmen Anblick — „wie die schönsten Fräulein“ — gewähren, denen aber rückwärts die Gedärme herabhängen. Nach anderen haben die „nauky“ Vogelgestalt und sind die ungetauften Kinder, die sieben Jahre vergebens um die Taufe gefleht haben. Das Pfingstfest selbst führt den Namen „grüne Feiertage“, weil es allgemein üblich ist, die Kirchen und Häuser an diesen Feste mit Laub, Blumen und Gras zu schmücken. Name und Brauch charakterisieren es deutlich als ein Frühlingsfest.

Die Feste, welche in die Zeit der Sommer Sonnenwende fallen oder doch auf diese Bezug haben, zerfallen in zwei große Gruppen; die eine derselben umfaßt jene Feiertage, an denen sich vorzüglich die Macht der Hexen äußert und die geheimnisvollen Kräfte der Natur ganz besonders zutage treten; die anderen sind dem Blitze und dem Feuer geweiht, an deren verderbliche Macht die heftigen Gewitterstürme und die sengende Sonnenglut dieser Jahresperiode oft genug gemahnen. Zu den ersteren Festtagen gehört namentlich der St. Onufritag (12. = 24. Juni) und das Fest Johannis des Täufers (24. Juni = 6. Juli); an beiden Tagen treiben die Hexen ähnlich wie am Georgsfeste ihr tolles Wesen. Am Johannistage, den die Huzulen bezeichnenderweise den „langen“ oder „grünen“ nennen, sammelt man auch die Kräuter, welche zu Heil- oder Zauberzwecken Verwendung finden sollen. In der Nacht vor dem St. Johannistage blüht das Farnkraut; seine Blüte ermöglicht das Auffuchen verborgener Schätze. Die Huzulen sagen daher, daß man in dieser Nacht unter dem Farnkraut schlafen solle, um sich seiner Blüte zu bemächtigen. Feuer wird an jenem Tage im Freien nicht angezündet; zudem arbeiten die Huzulen am Freitage vor St. Johannes nicht, damit sie nicht an Kopfschmerzen infolge der Sonnenhitze leiden. Bezeichnend ist es, daß man zur Zeit dieser heißen

Tage die Felder gegen Dürre und Mißwachs zu weihen pflegt. So geschieht es im Huzulendorfe Kostoki am St. Johannistage, in einigen Gemeinden am oberen Sereth am St. Peterstag. Sodann tritt uns eine ganze Reihe von Tagen entgegen, welche die Huzulen zu Ehren des Donners (Blitzes) und des Feuers feiern. Es sind dies folgende Feste: Gabriel (13. Juli a. St. = 25. Juli n. St.), Wladimir und Keref (15. Juli a. St. = 27. Juli n. St.), Marena (17. Juli a. St. = 29. Juli n. St.), Matrena (19. Juli a. St. = 31. Juli n. St.), Ili (Elias, 20. Juli a. St. = 1. Aug. n. St.), Palij (21. Juli a. St. = 2. Aug. n. St.), Joka (23. Juli a. St. = 4. Aug. n. St.), Borez und Chlib (24. Juli a. St. = 5. Aug. n. St.), endlich Pantelij (27. Juli a. St. = 8. Aug. n. St.) und Maftej (Matthäus, 9. Aug. a. St. = 21. Aug. n. St.). An allen diesen Tagen darf bei den Huzulen nicht gearbeitet werden, damit man nicht durch den Blitz oder das Feuer Schaden leide. Auch der mit der Feier der Sommerwende verknüpften Überlieferung von den gekrönten Schlangen hat der huzulische Volksglaube nicht vergessen. Nach demselben versammeln sich diese Schlangen am Kreuzerhöhungstage (14. = 26. Sept.). Sie tragen Kronen oder Edelsteine auf dem Kopfe, werden als die Königinnen der Schlangen angesehen und heißen „kotyci“. Der Besitz ihrer Krone macht den Menschen unendlich reich. Über ihr Entstehen erzählt man aber, daß die versammelten Schlangen so lange zischen, bis einer von ihnen die Krone auf dem Kopfe entsteht. Andere erzählen, daß diese Zusammenkünfte an sonnigen Stellen geschehen, und daß sich bei denselben die Schlangen küssen und paaren. Nun haben alle Thiere Könige; diejenigen der Vierfüßler seien durch einen Stern an der Stirne erkennbar, jene der Schlangen durch eine Diamantkrone auf dem Haupte. Wenn der König die erwählte Schlange küßt, so kann man der Krone sich bemächtigen und damit entfliehen, denn die Liebe macht die sonst acht samen Schlangen blind. Mit der Krone ist nicht nur Reichthum, sondern auch eine übergroße Zaubermacht verbunden; dem Besitzer derselben kann keine Heze und keine Krankheit, weder Feuer noch Wasser, weder eine Kugel noch ein Feind etwas anhaben. Auch kann diese glückbringende Schlangenkronen von einem Besitzer auf den anderen sich vererben.

Aus den vorstehenden Ausführungen wird es sich bereits ergeben haben, wie richtig die oben ausgesprochene Behauptung war, daß bei den Huzulen sich noch zahlreiche Feste finden, die in den heidnischen Anschauungen wurzeln. Dem erwähnten Nachmanensfeste, dann den Feuer- und Donnerfesttagen und dem Schlangentage schließt sich

noch der Wieselfesttag an, welcher entweder am Tage des heil. Matthäus (9. Aug. a. St. = 21. Aug. n. St.), am Tage der heil. Katharina (24. Nov. a. St. = 6. Dec. n. St.) oder am Donnerstag der letzten Faschingswoche, am Blasiusstage („na Ulasia“)¹⁾ begangen wird. An diesen Tagen darf nicht gearbeitet werden, damit das Wiesel, welches von den Huzulen allgemein für giftig gehalten wird, den Viehstücken keinen Schaden anthue, ferner darf am Feiertage des Märtyrers Lupa oder Lupul (23. Aug. a. St. = 4. Sept. n. St.) nicht gearbeitet werden, damit der Wolf den Herden keinen Schaden zufüge, ebenso darf am Tage des Evangelisten Lukas (18. Oct. a. St. = 30. Oct. n. St.) mit den Ochsen nicht gearbeitet werden. Während die Tage des Wiesels und des Wolfes gefeiert werden, um diese Thiere versöhnlich zu stimmen, hat der Ochsenfesttag allensfalls seinen Grund in den dankbaren Gefühlen letzteren Thieren gegenüber. Wer wird da nicht an den ägyptischen Thiercultus gemahnt? Übrigens darf man auch am Tage des heil. Spiridion (12. Dec. a. St. = 24. Dec. n. St.) nicht arbeiten, damit man keinen Schaden durch wilde Thiere erleide. Schließlich sei noch bemerkt, daß am Andreasabende so wie anderwärts zahlreiche Drakel üblich sind, um das künftige Liebesglück u. dgl. zu erforschen. Wir haben darüber schon an einer früheren Stelle gehandelt.

Von besonderem Interesse sind die kosmogonischen Sagen der Huzulen. Im Anbeginn lebten, so lautet die huzulische Überlieferung, nur ganz kleine Leute; die hatten sehr lange Bärte und hießen daher die „Ellenbärtigen“ (ektoborody). Als die Zwerge zu leben aufhörten, folgten ihnen Riesen („welety“). Dieselben waren so stark, daß sie die größte Fichte umfassen, ausreißen und wegtragen konnten. Ein Riese hob wohl auch ein Faß voll saurerer Milch mit zwei Fingern auf, stellte es auf den Zaun und trank die Milch in zwei Zügen aus. Wollte ein Riese Kukuruzbrei kochen, so stellte er den Kessel mit Wasser an das Feuer, damit dieses aufkoche; er selbst aber lief den vielen Meilen weiten Weg nach Wiznit,²⁾ um das Mehl zum Brei zu holen. Wenn das Wasser zu sieden begann, war schon der Riese mit dem Mehle da. So flink waren also diese Riesen. Aber auch ihre Körpergröße war eine sehr bedeutende; denn sie schritten von einem

¹⁾ Selbstredend fällt der Blasiusstag (11. Feb. a. St. = 23. Feb. n. St.) nicht immer in die letzte Faschingswoche; offenbar wird er aber vom Volke (Gemeinde Košmacz) dahin verlegt.

²⁾ Wiznit ist ein Städtchen am Fuße der Karpaten am Flusse Czereomosz.

Berggipfel zum anderen. Da sie jedoch viele Frevel verübten, so faßte Gott den Entschluß, das Geschlecht durch einen vierzigtagigen Regen zu vernichten. Nur Noah sollte erhalten werden, weil er fromm war, und deshalb befahl ihm Gott, eine Arche zu bauen. Vierzig Jahre lang währte dieser Bau. Als aber das Schiff fertig war, kam der Teufel und zerstörte dasselbe. Da Noah hierüber voll Trauer war, kamen zwei Wanderer des Weges; der eine war Gott, der andere der heilige Petrus. Diese trösteten Noah und ermutigten ihn, eine zweite Arche zu bauen. Noah befolgte den Rath, und nach längerer Zeit war eine neue Arche hergestellt. Jetzt kam auch die Flut, und Noah schwamm auf derselben. Der Teufel hatte sich aber in eine Maus verwandelt und nagte in den Boden der Arche ein Loch. Da wäre wohl dieselbe zugrunde gegangen, doch die Schlange, welche Noah in die Arche mitgenommen hatte, verstopfte mit ihrem Schweife so lange das Loch, bis Noah einen Keil anfertigte und ihn in das gefährliche Loch trieb. So waren Arche und alle, die sich in ihr befanden, gerettet und schwammen auf dem Wasser. Unter den Thieren, welche Noah in die Arche mitgenommen hatte, war auch der Eichhornvogel („odnorich“). Derselbe sagte zu Noah, er sei stark genug, um sich über dem Wasser zu erhalten, denn er könne bis an die Wolken fliegen, auch werde er stets in der Nähe der Arche weilen. Noah gab den Bitten des Vogels nach, und dieser flog aus der Arche. Er hätte nun wohl sein Vorhaben ausgeführt, aber es setzten sich auf ihn viele Vögel, die nicht so hoch fliegen konnten; solcher Last war selbst der Einhornvogel nicht gewachsen, so sank er denn und ertrank. Seither gibt es keine Einhornvögel mehr. Andere sagen, daß während der Sündflut ein Horn auf dem Wasser schwamm; auf dieses hatten sich zwei Menschen gerettet, von denen alle jetzt lebenden abstammen. Letztere sind aber im Verhältnisse zu den Riesen sehr klein, und sie werden mit der Zeit noch kleiner werden, bis schließlich die Erde wieder nur von den Zwergen bewohnt werden wird. Zwölf dieser kleinen Männer werden in einem Backofen genug Raum zum Dreschen haben.

Schließlich möge es noch gestattet sein, von den Schwänken der Huzulen, auf die wir oben hingewiesen haben, einen mitzutheilen, der wegen seiner auffallenden Ähnlichkeit mit der Erzählung vom Pfaffen von Rahlberg doppelt interessant ist. Ein Mann hatte ein Hündchen und ein Schwein aufgezogen. Vor den Osterfeiertagen schlachtete er letzteres, um sich gütlich zu thun. Als er aber schlief, fraß der Hund den Braten auf. Erzürnt darüber, führte der Mann

seinen Hund zum Dorfvorsteher, damit dieser ihn richte. Als derselbe sich weigerte, gieng er zum Mandatar, hierauf zum Bezirksrichter, dann zum Criminalgericht u. s. w., bis er endlich zum Gubernium nach Lemberg kam. Die „Herren“ dort wollten den Hund nun auch nicht richten; sie machten aber den Huzulen auf einen kaiserlichen Erlass aufmerksam, daß derjenige, welcher die Tochter des Kaisers zum Lachen bewegen könnte, diese selbst oder reiche Belohnung vom Herrscher erhalten würde. Für diesen Rath und den Reisepaß mußte der Mann ein Viertel dessen, was er als Lohn erhalten würde, den Herren versprechen. Ein weiteres Viertel mußte er sodann den Mautwächtern bei Wien und einen dritten Theil den kaiserlichen Grenadieren in Aussicht stellen. Die Erzählung seiner Abenteuer bringt in der That die Prinzessin zum Lachen; als Lohn erbittet sich der Bauer bloß vierhundert Stockschläge. Nachdem ihm dieselben zugesagt worden waren, läßt er je hundert den Herren von Lemberg, den Mautwächtern und den Grenadieren verabreichen; über die restlichen hundert Schläge erbat er sich zunächst nur eine Urkunde und erwirkte sich ferner vom Kaiser die Gnade, daß er mit dessen goldenem Stabe in der Stadt spazieren gehen dürfe. Kaum hatten aber die Juden den Spaziergänger mit dem kostbaren Stabe erblickt, da fragten sie ihn, woher er denselben habe. Er gab ihnen zur Antwort, er habe beim Kaiser hundert Stücke, und sie kauften diese von ihm für ihren Rabbiner und zahlten für jeden tausend Ducaten. Als die Juden mit dem Rabbiner in die Burg kamen, erhielten sie hundert Schläge; der Huzule hatte sich aber indessen mit dem Gelde davongemacht. — Die Erzählung ist übrigens auch bezeichnend für die hohe Meinung, welche die Huzulen von ihrer Klugheit haben. Ganz anderer Ansicht sind darüber ihre ihnen gehässigen Nachbarn, die allerlei Geschichtchen von der Dummheit und Roheit der Gebirgsbewohner zu erzählen wissen.



Literatur.

Zu der vorstehenden Studie hat der Verfasser folgende, von ihm früher veröffentlichte Specialarbeiten benützt:

Die Wahrheit über die Huzulen (Mitth. der Wiener geogr. Gesellsch. 1894); Die Wetterzauberei bei den Ruthenen und Huzulen (ebenda); Die volkstümlichen Rechtsanschauungen der Ruthenen und Huzulen („Globus“, Bd. 66); Die Seele und ihr Aufenthaltsort nach dem Tode im Volksglauben der Ruthenen und Huzulen (ebenda, Bd. 67); Die Czorna Hora als Cultstätte der Huzulen („Ausland“ 1893); Die Huzulen, eine Skizze (ebenda); Der Prophet, ein Bild aus dem Leben der Huzulen („Münchener Allg. Zeitung“ 1894, Nr. 254; übersetzt ins Ruthenische von D. Makowij in der „Bukowyna“ 1895, Beilage Nr. 28); Kosmogonische Sagen der Ruthenen und Huzulen („Leipziger Zeitung“, Wiss. Beilage 1894, Nr. 130); Die Weihnachtsfeier in der Bukowina und in Galizien (ebenda, Nr. 152);

Neu: Beiträge zur Ethnologie und Volkskunde der Huzulen („Gloбус“, Bd. 69); Viehzucht und Viehzauber in den Ostkarpaten (ebenda; übersetzt ins Polnische von A. Kalina im „Lud“ II., 201 ff.); Festkalender der Rusnaken und Huzulen (Pardini, Czernowiz 1896); Die Ruthenen in der Bukowina, I. und II. (Pardini, Czernowiz 1889, 1890); Zauberglaube bei den Ruthenen („Gloбус“, Bd. 61); Aus dem Volksglauben der galizischen Ruthenen (ebenda, Bd. 64); verschiedene Mittheilungen im „Urquell“, Bd. I–V; Jud Selman, eine ruthenische Volksüberlieferung („Kleine Studien“, Pardini, Czernowiz 1893; übersetzt ins Ruthenische von J. Fedorowicz in der „Bukowyna“ 1896, Nr. 67); Volksglaube der Ruthenen in Galizien (Beilage der „Leipziger Zeitung“ 1894, Nr. 13); Baba Zaubochka Dofia („Ethnologische Mittheilungen aus Ungarn“ II., 222); Haus und Hof bei den Huzulen. Mit 228 Abbildungen (Mitth. der Anthrop. Gesellsch., Wien 1896); Haus und Hof bei den Rusnaken. Mit einer Einleitung über den Namen der Rusnaken. Mit 12 Illustrationen („Gloбус“, Bd. 71). In allen diesen Schriften ist der Name „Ruthene“, wenn er unmittelbar neben „Huzule“ steht, im engeren Sinne (= Rusnake) zu nehmen und dient zur Bezeichnung der Flachlandbewohner ruthenischer Zunge; im weiteren Sinne gehören auch die Huzulen (Gebirgsruthenen) zu den Ruthenen.



Svatoptuk Cechs Leben und Werke.

Von Phil. Dr. Jaroslav Sutnar.

Wien.

(Schluß.)

Das Werkchen „Archeologická přednáška r. 5000“ (Archäologischer Vortrag im J. 5000; Sb. d. „N. L.“ 1886; G. G. u. v. St.) erzählt von einem Gelehrten, welcher im Jahre 5000 auf Grund ausgegrabener Gegenstände beweist, daß die längst ausgestorbenen Čechen, einst Bewohner von Alt-Prag, unstreitbar deutschen Ursprungs waren. In der Erzählung „Rodinné tajemství“ (Familiengeheimnis; Sb. d. „N. L.“ 1886; H., S. u. fl. St.) theilt unserem Autor ein Freund, ebenfalls als Schriftsteller thätig, mit, daß er einmal die ganze Nacht hindurch, da sich im Nebenzimmer ein verdächtiges Geräusch hören ließ, kein Auge schließen konnte in der Meinung, ein Mord habe dort stattgefunden, bis man ihm am anderen Morgen zu verstehen gab, es handle sich bloß um den Tod eines Igels. „Beseda kabátů“ (Unterhaltung der Röcke; Sb. d. „N. L.“ 1886; W. St., sch. u. e.) schildert uns ein Gespräch, welches verschiedene Röcke, jeder dem Stande seines früheren Eigenthümers gemäß, in einem Trödlergeschäft führen, als ihr Herr einmal auf kurze Zeit fortgeht. In der Humoreske „Břežle strce Tomáše“ (Onkel Tomáš' Brille; Sb. d. „N. L.“ 1886; W. St., sch. u. e.) spricht unser Autor aus eigener Erfahrung von einem alten Witwer, „Onkel“ Tomáš, welcher, ungemein vergeßlich, wegen seiner Brille die Familie seiner Schwester tagtäglich in die größte

Verwirrung zu bringen pflegt, bis er sich, als die Brille einmal seine Buhlerei verräth, einen Zwicker anschafft. Aus der Skizze „Drak“ (Drache; Sb. d. „N. L.“ 1886; H., S. u. fl. Sk.) erfährt man, wie sich der Autor über einen Mann, der oft einen papierenen Drachen unweit von seiner Wohnung steigen läßt, zu wundern pflegt, bis der Verfasser, als er eines Tages vom Fremdling erfährt, er sei ein böhmischer Verleger, mit seinem Handeln vollkommen übereinstimmt. „Dalekohled našeho šéfa“ (Das Fernrohr unseres Chefs; Sb. d. „N. L.“; H., S. u. fl. Sk.), „eine kleine Kanzleiskizze“, beschäftigt sich mit einer unangenehmen Überraschung, welche in der Kanzlei Dr. Bazants dadurch entsteht, daß alle dort Angestellten denken, ihr Chef benütze sein Fernrohr bei kleineren Ausflügen in die Umgebung Prags, während er mit Hilfe des Fernrohres sein Personal aus dem Fenster eines gegenüber gelegenen Hauses kontrolliert. Aus der Erzählung „Nový rok dra. Berly“ (Das Neujahr Dr. Verlas; ¹⁾ Sb. d. „N. L.“ 1887; V. Sk., sch. u. e.) lernt man einen Doctor kennen, welcher am Neujahrstage jedem Bekannten die Wahrheit ins Gesicht sagt, bis man ihn endlich für verrückt erklärt. „Lili“ (E. E. u. v. Sk.) erzählt von dem kranken Töchterlein Jakobs, eines Kellners, welches trotz seiner Häßlichkeit von den Eltern angebetet wird, so daß sie vor Verzweiflung vergehen, als ihr Kind Lili stirbt.

Das nächste Prosawerk, „Suggesce pravdy“ (Suggestion der Wahrheit; „N. L.“ 1890; Verschiedene Prosa), zeichnet sich wieder durch größeren Umfang aus. Der Verfasser besucht ein Gasthaus (I.), wo Dr. Rimbaba (II.) durch übermenschliches Vermögen seines Auges (III.) alle Gäste dazu zwingt, eine Stunde der Wahrheit gemäß zu handeln, so daß unter ihnen eine große Verwirrung entsteht, da sich jeder auf einmal als etwas ganz Neues erweist (IV.).

Noch weit umfangreicher ist „Druhý květ“ (Zweite Blüte; „K.“ 1893), ein „Abglanz der Gegenwart und Vergangenheit“, welcher bis jetzt unvollendet blieb.

1. „Erster Gedanke über ein neues Leben.“ Der bereits alternde Schriftsteller Svoboda nimmt sich in der Silvesternacht vor, von jetzt an ein thatenreicheres Leben als bisher zu führen.

2. „Neujahr.“ Nachdem der Schriftsteller am Neujahrstage den ganzen Vormittag nutzlos zugebracht hat, fängt er nachmittags an, seinen Voratz durchzuführen.

¹⁾ Übersetzt von Edmund Grün in der „Politik“ 1892.

3. „Aus der Vergangenheit.“ Deshalb entschließt sich Svoboda, vorläufig seine Lebenserinnerungen niederzuschreiben, woran er sich jogleich mit großem Eifer macht.

Den aus dem Großstadtleben geschöpften Prosadichtungen schließen sich die vier „Ausflüge Broučeks“ an, da sie von Prag aus unternommen wurden, und unter ihnen sind die Reiseskizzen „Výlet pana Broučka do měsíce“ (Ausflug des Herrn Brouček in den Mond; „K.“ 1886, unterm Pseudonym B. Roušek) vor allem zu nennen, welche sich gleich den anderen drei Ausflügen durch großen Umfang kennzeichnen.

Der Hausbesitzer Matěj Brouček, welcher ein Büchlein über den Mond gelesen hat, wird in einer Sommernacht, als er ein kleines Gasthaus am Grabschin angeheitert verläßt, um sich nach der Altstadt zu begeben, vom Vollmond angezogen (I.). Auf dem Monde (II.) kommt Brouček bald mit einem Zwerge namens Tom Bimbilibi zusammen, welcher sich dem Hausherrn auf deutsch als Präsident einer Versicherungsgesellschaft gegen Meteore vorstellt, wobei er ihm zugleich unumstränkten Credit zu gewähren verspricht (III.). Hierauf besucht Brouček mit seinem Begleiter ein ebenfalls zwerghaftes Hotel, worin er zu seiner Überraschung auf das Mittagmahl sehr lange warten muß, da nämlich ein Tag auf dem Monde mehr als vier Wochen dauert (IV.). Bevor sie das Hotel verlassen, erzählt u. a. der Präsident unserem Hausherrn, wie die kleinen Mondbewohner, obwohl sie eigene Sprache und Sitten besitzen, die moderne Menschengesellschaft nach jeder Hinsicht fleißig nachahmen (V.). Brouček wird dem Mondpublicum für Geld gezeigt, ohne darum zu wissen, bis er den Betrug Bimbilibis entdeckt (VI.). Nachdem Brouček von Bimbilibi fortgegangen ist, wird er Mitarbeiter des Journals „Trommel des Mondes“, worauf er jedoch bald verzichtet (VII.). Brouček wird nun als Sänger vom Intreprefario für Selenopolis engagiert, wo sich der Hausherr durch seine Productionen so berühmt macht, daß er vom König Kirikiri V. zum Ministerpräsidenten ernannt wird (VIII.). Hier erklärt plötzlich der Autor alles, was er bis jetzt erzählt, für eine von Brouček frech erdachte Lüge (IX.).

Diesem Prosawerk, nur in Buchform (1888) erschienen, folgte „Pravý výlet pana Broučka do měsíce“ (Ein wahrer Ausflug des Herrn Brouček in den Mond).

„Vorwort.“ Brouček besucht, durch die von einem Bekannten des Verfassers, B. Roušek, in den „Květy“ gedruckten Reiseskizzen un-

gemein erzürnt, unseren Autor und erklärt das Werk Rousseux für ein Geschwätz, wobei er zugleich dem Verfasser seinen Aufenthalt auf dem Monde so deutlich beweist, daß dieser es für seine Pflicht hält, den wahren Ausfluß des Hausherrn niederzuschreiben.

Brouček kommt in den Mond auf die bereits aus dem ersteren Werke bekannte Weise (I., II.). Dort wird Brouček bald mit einem von den Mondbewohnern bekannt, welche zwar so groß wie die Menschen, aber von weit feinerem Körperbau sind, czechisch sprechen, jedoch in Versen, pathetisch und unklar, indem sie bloß ein geistiges Leben führen (III.). Dieser Mondbewohner, ein berühmter Dichter (auf dem Monde gibt es lauter berühmte Menschen) namens Hvozdovír Blantýný, begleitet unseren Hausherrn durch eine phantastisch schöne Mondgegend (IV.). Beide fliegen auf dem mit Flügeln versehenen Pferde Blantýnýs in das bizarre Haus des Mondphilosophen Lunobor, welcher ihnen zur Bewillkommung das erste Capitel seiner Ästhetik vorliest (V.). Obwohl Lunobors Tochter, Etherea, welche von dem Dichter platonisch geliebt wird, dem Hausherrn ihre Neigung beweist, verläßt dieser mit seinem Begleiter heimlich das Haus Lunobors, nachdem er sich überzeugt hat, man würde dort umsonst auf eine Leibeserfrischung warten (VI.). Brouček erfährt zu seinem Schrecken von dem Dichter, mit welchem er auf dem Flügelrosse durch die Luft fliegt, daß ein Tag auf dem Monde länger sei als vier Wochen auf der Erde (VII.). Vom Pegasus aus erblickt Brouček eine mit Kunsthandlungen angefüllte Mondstadt, welche, in phantastischem Stile erbaut, von ebenfalls seltsam angezogenen Bewohnern bevölkert wird (VIII.). Der Dichter begibt sich nun mit Brouček in den prachtvollen Palast Božidar Čarostvovcís, eines Mäcens, dessen Haus die Gestalt eines Sternes besitzt, worin jeder Strahl einer besonderen Kunst gehört, und wo Brouček wieder durch lange Vorträge von Gedichten derart gequält wird, daß er endlich froh ist, als er wegen Aussprache eines von den Mondbewohnern für gemein gehaltenen Wortes (Nase) hinausgeführt werden muß (IX.). Dann wird Brouček unter den Malern mit Bildern belästigt, bis er zornig auf seinen Hunger hinweist, dabei aber erfährt, man nähre sich auf dem Monde bloß von Blumenduft und Morgenthau, weshalb er seinen Begleiter eiligst verläßt, um aus dem Hause Čarostvovcís wegzuflehen (X.). Aus einem Concertsaal, wohin sich der Hausherr in der Verwirrung flüchtet, läuft er wegen einer für ihn allzu starken Musik bald fort (XI.). Obwohl Brouček die Tochter Lunobors, welche ihm überall nachsetzt, am Eingange

des Palastes erblickt, eilt er dennoch hinaus, besteigt das Flügelpferd Blankytnýs und fliegt auf seinem Rücken hoch in den Himmelraum hinein, bis eine Feuerkugel dem Pegasus einen Flügel zerbricht, so daß er sich mit Blitzesschnelle der Erde zu nähern anfängt, während Brouček ohnmächtig wird (XII.). („Ende.“) Brouček erwacht zuhause mit heftigem Kopfweh, zugleich davon unterrichtet, daß er von der Polizei morgens auf der Gasse gefunden worden sei (XIII.).

Weit länger ist noch das dritte Werk, „Nový epochální výlet pana Broučka, tentokrát do patnáctého století“ (Ein neuer epochaler Ausflug des Herrn Brouček, diesmal in das 15. Jahrhundert), welches ebenfalls nur in Buchform erschien (1890).

„Vorwort.“ Der Verfasser bekämpft jene Kritik, welche den Aufenthalt Broučeks im Monde für einen Traum des betrunkenen Hausherrn hielt, indem er alles im vorangegangenen Buche Erzählte entschieden für pure Wahrheit erklärt.

Brouček, durch seinen Ruhm gar nicht stolz geworden (I.), besucht wieder einmal am 12. Juli 1888 das Gasthaus am Hradšchin, wo man eifrig über unterirdische Gänge spricht, tritt spät in der Nacht benebelt seinen Heimweg an und fällt unterwegs in irgendeinen Abgrund, von wo der Hausherr durch unendlich lange Gänge nach verschiedenen Abenteuern endlich in einen freien Raum jenseits der Moldau kommt (II.). Nachdem er manchem Mißverständnisse zum Opfer gefallen (III.), überzeugt sich der Hausherr, er habe sich in das 15. Jahrhundert verirrt (IV.). Brouček wird bei Tagesanbruch von einem mittelalterlich angezogenen Manne aufgefunden, dem Bürger Jan Domsík, welcher ihm erklärt, Prag sei gerade jetzt, im Jahre 1420, von einem ungeheueren, durch Kaiser Siegmund befehligten Kreuzheer belagert, und der Hausherr gibt sich für einen entschiedenen, aus der Fremde nach Prag seinen Brüdern zuhülfe gekommenen Hussiten aus, weshalb ihn Domsík mit größtem Vergnügen in sein schlichtes Haus führt, um ihn dort vor allem ausschlafen zu lassen (V.). Nach vierstündigem Schlafe muß Brouček ein mittelalterliches Kleid, welches ihm Domsík bringt, trotz seines Widerstandes gleich anlegen (VI.). Beim Frühstück lernt Brouček Domsíks Frau Mandalena mit ihrer hübschen Tochter Kunhuta kennen, in welche sich der Hausherr, ein alter Junggeselle, verliebt; zu seinem Leidwesen jedoch muß er bald die gute Mahlzeit verlassen, um bewaffnet mit Jan Domsík auszuziehen, da der Krieg mit Siegmund entschieden werden soll (VII.). Obwohl Brouček, als er beim ersten Scharmützel die Flucht ergreift (VIII.),

von Domsík eingeholt wird (IX.), läßt er sich doch in der eigentlichen Schlacht nicht mehr zurückhalten, worauf er wie todt niedersinkt (X.). Durch unverschämte Prahlerei gelingt es dem Hausherrn, unter die Taboriten Žižka's auf dem nahen Berge Bítkov aufgenommen zu werden, von denen er aber, weil man dort bei grober Kost zuviel Arbeit verlangt (XI.), am anderen Tage nachmittags, als der Entscheidungskampf zwischen dem Heere Siegmunds und Žižka's Taboriten ausbricht, zu den Pragern überläuft, indem er sich für einen Boten Žižka's ausgibt (XII.). Im Hause des unterdessen gefallenem Domsík zieht Brouček heimlich wieder seine Kleider an und nimmt sich vor, durch denselben Gang, welcher ihn ins 15. Jahrhundert gebracht, zurückzukehren, wird jedoch von Žižka, welcher das ganze Kreuzheer angezogen hat und jetzt seinen Einzug in Prag hält, ertappt und wegen seiner schändlichen Charakterlosigkeit und seines crassen Materialismus zur Verbrennung in einem Fasse verurtheilt (XIII.). Auf dem kleinen Hofe jenes Gasthauses am Hradšchin wird Brouček in einem Fasse, worin man Regenwasser aufzufangen pflegt, bei Tage gefunden (XIV.).

Ein viertes, unter Mitwirkung Matěj Brouček's, Prof. Vojtěch Borivoj Kostlivý's, Václav Malina's, Dr. Dagobert Spíckas, Jan Braný's, Orlando Furiosos, Břetislav Boubinský's, Viola Těšinskás und anderer heimischer Gelehrten und Literaten geschriebenes Werk, „Pestré cesty po Čechách“ (Bunte Reisen durch Böhmen), besitzt vorläufig zwei Theile (I. 1891, II. 1892).

Erster Theil. „Einleitungscapitel.“ Der Autor bewegt als Redacteur dieser Publication Herrn Brouček zur Reise nach Pilsen, worauf Prof. Kostlivý, ein berühmter Philologe, ebenfalls Mietmann Brouček's, dem Verfasser verspricht, an seinem Werke mitzuarbeiten.

Auf ein Gedicht J. Braný's, „Čechám“, folgt „Společná cesta prof. Vojtěcha Borivoje Kostlivého a Jana Vraného“ (Gemeinschaftliche Reise Prof. Vojtěch Borivoj Kostlivý's und Jan Braný's).

Kostlivý begibt sich aus Prag mit einem älteren Dichter, Jan Braný, zur Untersuchung Nordböhmens bis nach Sobotka, wobei der Professor nach einer Zusammenkunft mit drei Chinesen eine Spur von den verloren gegangenen Resten der Königinhofer Handschrift entdeckt, aber Braný verliebt sich unterwegs und trägt deshalb zur wissenschaftlichen Arbeit wenig bei, zumal er zuletzt sogar den Professor gänzlich im Stiche läßt.

Ein Beitrag J. Branýs, „Z cestovního denníku Jana Vraného“ (Aus dem Reisetagebuch Jan Vranýs), enthält fünf, im vorangehenden Theile bereits besprochene Dichtungen.

Im nächsten Abschnitt, „Z cesty Václava Maliny“ (Aus der Reise Václav Malinas [vorläufig in die Vergangenheit]), beschreibt uns Svatopluk Čech nicht nur das Leben seiner Eltern, sondern auch sein eigenes Leben bis zum sechsten Jahre theils nach den Jugenderinnerungen, theils nach dem Briefwechsel seiner Eltern, theils nach der späteren Autopsie.

„Předběžné návštěvi M. Broučka“ (Voranzeige M. Broučeks) erzählt, wie der Hausherr durch plötzliches Eintreten einer Überschwemmung vorderhand verhindert wird, nach Pilsen zu fahren.

Zweiter Theil. „M. Brouček na výstavě“ (M. Brouček auf der Ausstellung).

Der Hausherr besucht opferwillig auf Kosten fremder Leute fast ganz gegen das Ende die Prager Landesausstellung vom Jahre 1891, wo er sein Augenmerk bloß auf Restaurants richtet, von Zeit zu Zeit Gedichte Břetislav Boubinskýs und Orlando Furiosos liest, später sich in eine hübsche Mährerin Maruška verliebt, endlich auch mit Kofklivý zusammenkommt, bis er, abends bei der Lichtfontäne in der Betrunketheit ein Nationallied brüllend, plötzlich verhaftet wird und sich infolge dessen unwiderrusslich entschließt, künftig nur in Zurückgezogenheit zu leben.

Außer den bis jetzt genannten Quellen lieferten auch die Reisen, welche Svatopluk Čech unternommen hatte, manchen Stoff zu seinen Prosawerken.

In erster Reihe sind hier fünf kleine Skizzen, „Kresby z Kavkazu“ (Bilder aus dem Kaukasus), zu nennen. „Adige“ („L.“ 1874; Reisebilder) führt uns den Tscherkessen Arslan-bej vor, welcher aus der Türkei ins Heimatland zurückkommt, um dort auf den Trümmern seines Vaterhauses den Geist aufzugeben. In „Svanet“ („L.“ 1874; R.) erzählt unser Verfasser, was er in Rutais über die Swanen, ein wildes Volk Kaukasiens, erfuhr. „Prátelé Osetinci“ (Freunde Oseten; „L.“ 1874; R.) spricht von einer kleinen Nation, den Oseten, mit welcher der Autor zu Wladikawkas in Berührung trat. In „Mocamethi“ („L.“ 1875; R.) hört man von einem Kloster namens Mocamethi, welches der Verfasser auf seiner Reise durch Imerzien ebenfalls besuchte. „Město ve skále“ (Felsenstadt; „L.“ 1876; R.) schildert uns den Ausflug Svatopluk Čech's aus einer Stadt Grusiens, Gori, nach der Troglodytenstadt Uphlis-ciche.

Weit länger als die eben besprochenen Werkchen ist wieder die Novelle „Kallobiotika na cestách“ (Kallobiotik auf Reisen; ¹⁾ „L.“ 1875; G., N. u. S. III.).

Unser Autor lernt den deutschen Professor Heinrich Walter kennen, welcher sich aus Odessa mit seiner wunderschönen Gemahlin und seinem jungen Neffen Wilhelm zu Schiffe nach der Krim begibt und fortwährend mit einer neuen Wissenschaft, der Kallobiotik, fleißig beschäftigt ist, bis der Neffe durch zutrauliches Benehmen der Tante gegenüber Walters Verdacht erweckt. Nicht lange darauf, in Sewastopol, bekommt der Professor einen Brief, worin ihm der Neffe kundthut, er entführe seinen Schatz. Weil sich die Gemahlin gerade nicht in der Nähe befindet, glaubt Walter, sie sei mit Wilhelm geflohen. Der Professor setzt ihnen sogleich auf dem Festlande nach, aber umsonst, kommt in Verzweiflung nach langem Herumwandern endlich nach Salta, findet seine Gemahlin und hört, sie habe das Schiff gar nicht verlassen, da Wilhelm allein floh. Gleich danach erscheint auch der Neffe, von welchem Walter erfährt, der Brief habe sich auf das Manuscript seiner Kallobiotik bezogen, welches Wilhelm nur deshalb mitnahm, da der Professor seine Gemahlin stets damit gequält hatte. Jetzt wirft Walter, indem er sich für einen Narren erklärt, seine Schrift verächtlich weg.

Das längere Werk „Projíždka gruzinským krajem“ (Spazierritt durch Grusien; „L.“ 1876; N.), welches jetzt folgt, schildert uns den Ausflug unseres Autors aus Tiflis nach Beloključ. Eine ganze Sammlung von Reisezeichnungen, „Upomínky z východu“ (Erinnerungen aus dem Osten; F. d. „N. L.“ 1875—1876; i. B. 1885), beschreibt uns die Reise Svatopluk Čech's entlang der Ostküste des Schwarzen Meeres (I.), seine Fahrt im Eisenbahnzuge durch Mingrelien, Smerezien und Grusien (II.), seinen Aufenthalt in Tiflis (III.), Ausflüge von dort (IV., V., VI.), endlich die Rückreise über Batum (VII.), Constantinopel und Warna (VIII.) nach Oesterreich.

In der Fremde spielt sich auch die Handlung einer anderen Prosadichtung, der Novelle „Výlet do Chorvátska“ (Ausflug nach Croatien; ²⁾ „L.“ 1878; G., N. u. S. II.) ab.

Der Autor dieses Werkes, Volavec, ein Weiberfeind, wird von seinem Oheim nach Croatien eingeladen, verliebt sich aber dort bald in die junge Gemahlin seines Oheims, Jaroslava, und erfährt endlich

¹⁾ Uebersetzt von F. Bauer in der „Universalbibliothek“ (Nr. 1854) 1884.

²⁾ Uebersetzt in der „Politik“ 1880.

mit großem Vergnügen vom Oheim, Jaroslava sei nicht seine Gemahlin, sondern ein zur Frau des Neffen vorausbestimmtes Mädchen.

Die Beschreibung einer „Zickzackreise“, „Růžní židé“ (Verschiedene Juden; „K.“ 1879; R.), erzählt uns von den Israeliten, denen unser Autor auf seiner schnellen Reise durch Galizien, Rußland, an der Krim entlang, in Kaukasien, durch die Türkei bis wieder zur Grenze von Österreich begegnet ist. Ein anderes Prosawerkchen, „Nábrehu mořském“ (Am Meeresufer; F. d. „N. L.“ 1880; H., S. u. kl. Sk.), schildert, wie der Verfasser, nachdem er in den Sand am Meeresufer Italiens „nil admirari“ geschrieben hat, mit einer jungen, schönen, edlen Italienerin Clarina bekannt wird und von derselben hört, sie habe nur aus Bewunderung einen armen, in den Befreiungskriegen Italiens lahm, häßlich, alt und blind gewordenen Mann zum Gemahl genommen, worauf unser Autor tief beschämt seine Schrift im Sande verwischt. Ein ganzes Buch, „Několik obrázků moravských“ (Ein paar kurze Bilder aus Mähren; F. d. „N. L.“ 1881; i. B. 1894), beschreibt wieder den Aufenthalt Svatopluk Čech's in Mähren, ebenso zwei andere Skizzen, „24 hodin čertem“ (24 Stunden als Teufel; F. d. „N. L.“ 1881; H., S. u. kl. Sk.) und „Selanka“ (Dorfsidyll; F. d. „N. L.“ 1881; H., S. u. kl. Sk.), von denen das erste Stück uns mittheilt, wie der Autor von der Einwohnerschaft Napagedels für einen Teufel gehalten wurde.

In der nächsten Erzählung, „Sláva“ (Ruhm; ¹⁾ „Osvěta“ 1881; G., A. u. H. IV.), begegnen wir einem längeren Producte.

Bei einem Ausflug aus Noworossijsk, an welchem auch der Autor theilnahm, wird ein Gespräch über den Ruhm geführt, und der Arzt Pavel Semenovič Tabunov erzählt mit einer Unterbrechung folgendes Ereignis aus dem tschechischen Dorfe Kaukasien's Metodějovka: „Man rief mich eines Tages an das Krankenlager eines jungen Dichters namens Jan, welcher mir bei dieser Gelegenheit sein einziges Gedicht anvertraute mit der Bitte, dasselbe nach seinem Tode in Böhmen herauszugeben. Von der Dichtung Jans war ich so hingerissen, daß ich mit Begeisterung eine ganze Nacht hindurch darin las, fest überzeugt, sie gehöre zu dem Besten, dessen sich die Weltliteratur rühmen kann. Beim nächsten Besuch stellte ich dem Kranken sein Gedicht, weil er dazu noch einen Epilog schreiben wollte, mit großer Bewunderung zurück. Als Jan jedoch starb, wurde seine Dichtung insolge Zusammen-

¹⁾ Übersetzt von F. Bauer in der „Universalbibliothek“ (Nr. 1854) 1884.

treffens von Umständen verbrannt außer dem Epilog, welchen ich noch beizeiten zu retten vermochte." Da nun Tabunov den Rest jener Dichtung dem Verfasser anvertraut, um ihn laut vorzulesen, reißt ihm ein gewaltiger Wind den Epilog aus der Hand, so daß auch die letzte Spur vom Gedichte Jans in einem nahen Abgrund auf immer verschwindet.

In der Skizze „Tovellile" (R.) schläft ein älterer Doctor, Vladimír, welcher in einem Rahne den Gurresee befährt, um all seine Reize zu sehen, unterwegs fest ein, so daß er um allen Genuß kommt, aber im Traume durchlebt er zugleich ein Liebesabenteuer. Im Reisebruchstück „Vineta" (E. G. u. v. Sk.) wird uns die Reise beschrieben, welche der Verfasser unternahm, um die verschwundene Slavenstadt zu besuchen.

Als mehrjähriger Feuilletonist, als welcher Čech bei einem Tageblatte beschäftigt war, mußte er natürlich auch manche Causerien verfassen.

„Rrrrbumbum" („L." 1873; E., N. u. S. III.) wendet sich gegen Blutromane, „Tiché řemeslo" (Stilles Handwerk; 1878; E., N. u. S. II.) spricht über die Stadt Kön. Weinberge, „Comtessa Božena" (Comtesse B.; F. d. „N. L." 1880; E., N. u. S. IV.) ist gegen den verdeutschten Adel gerichtet, „Skvostná novella" (Eine Prachtnovelle; F. d. „N. L." 1881; E., N. u. S. IV.) geißelt wieder die Schwülstigkeit in der Literatur, „Pokynuti našim rozhodujičim kruhům" (Ein Wink unseren entscheidenden Kreisen; F. d. „N. L." 1881; S., S. u. kl. Sk.) wendet sich gegen laue Patrioten, „Jarní fantasie o eihlách" (Eine Frühlingsphantasie von Ziegeln; F. d. „N. L." 1881; S., S. u. kl. Sk.) schildert uns die Verhältnisse, welche bei uns eintreten müßten, wenn die Ziegel eine solche Rolle wie bei den Assyriern spielen sollten, „La grrrrrrrrrande nation" (F. d. „N. L." 1881; S., S. u. kl. Sk.) macht sich über den Eigendünkel der deutschen Nation lustig, „Podzimní vzdech venkovskeho čtenáře novín" (Herbstseufzer eines Zeitungslesers auf dem Lande; F. d. „N. L." 1881; S., S. u. kl. Sk.) spricht über die Wichtigkeit eines Journals für die Landintelligenz, „Pod nůžkami a britvou" (Unter Schere und Rasiermesser; F. d. „N. L." 1882; S., S. u. kl. Sk.), ein „Beitrag zur Geschichte des Menschenleidens", zieht wieder das Barbierhandwerk auf, „Kouzelné zrcadlo" (Zauberspiegel; Eb. d. „N. L." 1886; E. G. u. v. Sk.) spricht von der Unaufrichtigkeit in der Menschengesellschaft, indem er letztere mit einer Prinzessin vergleicht, welche, da sie sehr häßlich ist, sich eines Zauberspiegels bedient, bis sie ihr

Geficht einmal im Wasserspiegel erblickt und vor Schrecken ertrinkt, „Sněm písmen“ (Buchstabenlandtag; Sb. d. „N. L.“ 1886; H., S. u. kl. St.), ein Zeitungsreferat, geißelt vor allem die tschechische Rechtschreibung, „Prachatická elegie“ (Prachatischer Elegie; Sb. d. „N. L.“ 1886; B. St., sch. u. e.) klagt über die jetzt deutsch gewordene Stadt Westböhmen, „Čtenáři“ (Leser; Sb. d. „N. L.“ 1886; E. G. u. v. St.), eine Humoreske, behandelt im Vereine mit einer anderen Skizze, „Čtenárky“ (Leserinnen; Sb. d. „N. L.“ 1886; E. G. u. v. St.), die materielle Lage der böhmischen Literatur, „Fráze“, „Jestě kopa frází“, „Do třetice všeho dobrého“ (Phrasen, Noch ein Schock Phrasen, Zu guter Letzt; Sb. d. „N. L.“ 1886; H., S. u. kl. St.) verspotten das Phrasenthum in der Literatur und im Leben, die „Redacteurhumoreske“ „Novoroční dostihy“ (Neujahrswetten; Sb. d. „N. L.“ 1886; B. St., sch. u. e.) schildert uns die Plagen eines Redacteurs wegen der Neujahrnummer, „Poslední máj“ (Der letzte Mai; E. G. u. v. St.) beschreibt das Schlachtfeld bei Lipan unmittelbar nach der bekannten Schlacht im Hussitenkriege, „Karrikatury“ (Caricaturen; B. P.) befassen sich mit verschiedenen Mannstypen, einem eitlen Menschen (I.), einem Pessimisten (II.), einem Menschen in Geldverlegenheit (III.), einem Spießbürger (IV.) und einem allgemein wegen seiner Bescheidenheit beliebten Menschen (V.), die Sammlung „Několik feuilletonů“ (Ein paar [9] Feuilletons; 1892; B. P.) spricht bald über die Prager Glocken, bald über die tschechische Philologie [3], bald über die Scrupulosität unseres Verfassers, zugleich mit einer Arznei dagegen [3], ein anderesmal über das Land oder über das ruheloze Prager Leben.

Außer der erwähnten Schrift Václav Malinaš und einer ebenfalls bereits besprochenen Prosa, „Druhý květ“, wo der Autor unter dem Pseudonym des Helden vor allem sein eigenes Gymnasialleben ausführlich schildert, weihte Svatopluk Čech noch andere Producte seinen Erinnerungen: „Ve vzduchu“ (In der Luft; 1880; H., S. u. kl. St.) ist ein Fragment aus seinem Prager Hochschulleben, „Pan Brůzek“ (Herr B.; F. d. „N. L.“ 1881; H., S. u. kl. St.) macht uns mit seinem ersten Jahr in Leitmeritz bekannt, „Zimní idylla“ (Winteridyll; 1886; H., S. u. kl. St.) bespricht sein erstes Prosawerk, „Z dávnych upomínek“ (Aus alten Erinnerungen; B. P. [23 Feuilletons]) gedenkt seiner Jugendzeit in Liten, „Z mých literárních začátků“ (Aus meinen literarischen Anfängen; [I. Černá hodinka II. 1892]; B. P.) verweilt bei seinen Erstlingswerken.

Svatopluk Čechs Charakteristik.

Nach Wiederauflebung der Literatur in Böhmen zu Beginn dieses Jahrhunderts verfloß bekanntlich eine längere Zeit, bevor ihr ein charakteristisches Gepräge zutheil wurde, da man anfänglich mit bloß geringem Erfolge zeitgenössisches Weltchristthum (Sbyllismus) praktisch zu verfolgen bemüht war (namentlich ist zu nennen M. J. Polák). Erst nach dem Jahre 1820 wurde durch J. Kollár (epochemachend war seine „Slavas Tochter“, in welcher er sein panslavistisches System mit so kräftiger Rhetorik entwickelt hat, daß dieselbe zum Brevier aller Slavenvölker wurde), J. V. Čelakovský („Wiederhall russischer Lieder“; wegen trefflicher Nachahmung des Volkstones im „Wiederhall českischer Lieder“ wird Čelakovský bis heutzutage für den českhesten unter den Dichtern Böhmens gehalten; „Hundertblättrige Rose“ u. s. w.), K. J. Erben (sein „Blütenstrauch“ bewies ein außerordentliches Verständnis für den českischen Mythos) eine neue Periode eröffnet. Sie richtete vor allem ihr Augenmerk auf das Vaterland (besonders unter Herders Einfluß), so daß man diese Schule mit dem Namen „vaterländisch“ bezeichnet (neben B. Jablonský, B. Klicpera, J. Marek [Jan z Hvězd], K. Sabina, J. K. Tyl, K. A. Vinářický, J. E. Vocel ragt namentlich die Novellistin B. Němcová [„Großmutter“] hervor). Nach achtjähriger, durch die Revolution von 1848 hervorgerufener Pause kam in der Literatur Böhmens eine ganz neue Bewegung zum Vorschein, da Byron's titanischer Geist, welcher früher schon die Weltliteratur befruchtet, bei den Čechen aber bloß in dem frühzeitig verstorbenen und während seines Lebens völlig mißverstandenen K. H. Máchas („Mái“; „Zigeuner“ u. s. w.) einen warmen Anhänger gefunden hat, zwanzig Jahre nach Máchas Tode unter der Ägide J. Nerudas (Verse: „Kirchhofsblumen“, „Bücher von Versen“, „Kosmische Lieder“, „Balladen und Romanzen“, „Einfache Motive“, „Freitagsgesänge“; Prosa: „Kleinseitner Erzählungen“, „Arabesken“ u. s. w.; verschiedene Dramen) und B. Háleks (Verse: „Abendlieder“, „Alfred“, „Mejrima und Husejn“, „Goar“, „Schwarze Fahne“, „Das Mädchen aus der Tatra“, „Erben des Weißen Berges“, „In der Natur“, „Märchen aus unserem Dorfe“; Prosa: Dorferzählungen u. s. w., verschiedene Dramen) die jüngere Generation (neben anderen A. Hejduk, J. B. Frič, G. Pflieger u. s. w.) zum vollkommenen Sieg über alle Gegner der kosmopolitischen Richtung führte. Unter diesen Verhältnissen, als der Romantismus (denn beide Dichterschulen Böhmens sind gleich romantisch) üppig blühte, trat S. Čech auf.

S. Čech war seit jeher ein echter Romantiker, welchen die nackte Realität mit Widerwillen erfüllte, so daß er verhältnismäßig selten einen wirklich fröhlichen Stoff zu seinen Dichtungen wählte. Dagegen vermischt sich bei ihm häufig Tragik mit Komik, so daß sein Humor zumeist ein wahres Lachen durch Thränen ist,¹⁾ wie man bei den Russen einen echten Humor bezeichnet. Außerdem kommen fast in allen Werken Čech's Witze in namhafter Anzahl vor (besonders in den fünf Märchen „Peterschlüssel“, „Hanuman“, „Wahrheit“, „Kobold“, „Kurzwellige Historie vom Vogel Belikán Belikánovič“ und in den vier Broučkiaden) und machen manches Product, welches an sich kein größeres Interesse wecken würde (Feuilletons, Reisebeschreibungen u. s. w.), erst recht genießbar. Weniger als in den prosaischen Erzählungen ist das komische Element im Epos vertreten. Da spielt gewöhnlich eine Nebenperson diese Rolle (in „Dagmar“ [I. und V.] der Großhändler Globe; in „Václav Živja“ der gewesene Satai Martin [II., III., VII.]; im „Schnee“ der Wirtschaftsadjunct Daněš [besonders VII.] u. s. w.). Um humoristisch zu wirken, nimmt S. Čech bei Namen oft seine Zuflucht zu Wortspielen (die Juristen besitzen bei ihm einigemale den Taufnamen Pravošlav [von právo = Recht, nach Jaroslav]; P. Kalina [vielleicht Anspielung auf kaliti = trüben]; P. Záloha [Vorshuß]; P. Zamotal [Verwirrer]; Bažant [Fasan]; Bolehlav [Schierling]; Brkošlav [von brk = Kiel, nach Jaroslav]; Brouček [Käferchen]; Hvězdomír [von hvězda = Stern, nach Vladimír]; Blankytný [himmelblau]; Lunobor [von luna = Luna, nach Svatobor]; Božidar [Gottesgabe]; Čarostvoucí [zauberglänzend]; Číž, Čížek [Seifig]; Ortina [Sägespan]; Zestřáb [Habicht]; Hrdlička [Turteltaube]; Klopota [Plage]; Jučik [Windbeutel]; Kopriva [Kessel]; Koflivý [knöchrig]; Koudela [Werg]; Brzobohatý [Baldreich]; Stokláša [Trespe]; Luňáček [kleiner Hühnergeier]; Podbořany [von pod = unter und bor = Wald, nach Rokycaň: Unterwalden]; Čerňov [von čerň = Wurfnetz, nach Jarov]; Růže [Rose]; Sláma [Stroh]; Rmín [Kümmel]; Stehlík [Stieglitz]; Tomáš [Thomas]; Zoufalý [verzweifelt]; auch im Stile S. Čech's wimmelt es von Wortspielen [besonders in „Zwei Briefe“, „Kobold“ V., 3. 9., „Neuer epochaler Ausflug des Herrn Brouček, diesmal in das 15. Jahrhundert“]), ja manchmal gründet er auf ein Wortspiel sogar ein ganzes Werk („Neuer Doctor“, „Peterschlüssel“, „Bischof“).

¹⁾ Pypin leugnet in seiner bekannten Literaturgeschichte dies, ohne jedoch irgendeinen näheren Grund anzugeben, in souveränster Weise.

Weit öfter kommt es jedoch vor, daß S. Čech's Dichtungen von tiefer Melancholie durchdrungen sind („Herr Volehlav und die Welt“ u. s. w.), indem häufig die Sehnsucht nach der verlorenen Jugend („Signorina Gioventù“, „Eisblumen“, „Ausflug in die Jugend“, „Jugendpokal“, „Sommerpaziergang“, Prolog zu „Václav Živoša“, „Schnee“ u. s. w.) zum Ausdruck gelangt. Überdies begegnen wir in den Werken S. Čech's einer ungewöhnlich entwickelten Träumerei (in den „Wolken“ bringt Hrdina mit seinem Sohne Václav das ganze Leben im Betrachten der Wolken zu; im „Letzten Frühling“ will Pavel keinen gesottenen Krebs essen, weil er sich dabei jedesmal mit Schauer erinnert, um welchen Preis ein solches Thier roth wird; der Dichter im „Ruhm“ liebt leidenschaftlich eine von ihm niemals erblickte Frau; in „Tovelille“ sucht Vladimír das wahre Leben im Traume; die „Zweite Blüte“ hat unser Verfasser, wenn auch gegen seinen Willen spiritistisch gefärbt), wobei öfters unserem Verfasser ein Traum als Rahmen eines Werkes dient (so sind alle drei ersten Broučkůvianen Brouček's Träume). Mancher Arbeit verleiht S. Čech, da sich dort seine seltene Einbildungskraft besonders glänzend entfaltet, phantastisches Gepräge („Kobold“, das Tagebuch Graf-Julians in „Unter Büchern und Menschen“, das erzählte Begebnis im „Gespräche des Laubes“ u. s. w.).

Namentlich ekelt unseren Dichter das Stadtleben an, weil er dort nur Verdorbenheit sieht, weshalb sich S. Čech mit umso größerer Neigung dem Lande zuwendet (in „Herr Volehlav und die Welt“, „Letzter Frühling“, „Liederbuch Jan Burians“, „Václav Živoša“ fliehen die Helden, der Stadt überdrüssig, aufs Land; im Prolog zu „Im Schatten der Linde“ und im „Liederbuch Jan Burians“ spricht S. Čech seinen Ekel vor dem Stadtleben aus; im „Liederbuch Jan Burians“ [6., 1. Lied] wird der Ackerbau gefeiert, weil er es sei, dem wir unsere Cultur zu verdanken haben).

Gern flüchtet S. Čech, weil er die Wirklichkeit verachtet, zur Vergangenheit (deshalb nimmt er sich der alten Baukunst, sogar des Rococo's, begeistert an; mit Lob überschüttet er besonders alte Trachten, indem er aufrichtig bedauert, daß dieselben dem geschmacklosen Kleide moderner Zeit wichen [„Ein paar Bildchen aus Mähren“, „Bunte Reisen durch Böhmen“ II. u. s. w.]; im Vorwort zum „Unsterblichkeitscandidaten“ sagt er, daß die Jugend im Mittelalter weit thatenreicher gewesen als heutzutage u. s. w.).

Aus demselben Grunde stößt man bei ihm, wenn er ein Begebnis erzählt, sehr oft auf Unmöglichkeiten (so verliebt sich in „Jestřáb

contra Hrdlička" Volný, nachdem er Julius Bildnis gesehen hat, von Constantinopel aus in dieses Mädchen, was sich dann in „Dagmar“ wiederholt, aber in noch größerem Maße, da sich dort zwei Personen, Dagmar und Valdemar, auf diese Weise aus der Ferne ineinander verlieben u. s. w.). Auch die Sprache der handelnden Personen ist selten realistisch (z. B. im „Herrn von Višovic“, im „Apfelbaum“, im „Verhängnisvollen Neujahrsgeschenk“ u. s. w.), da dieselben regelmäßig ganz anders sprechen, als man mit Rücksicht auf deren individuelle Verhältnisse erwarten müßte (z. B. im „Besten Frühling“ spricht eine Kleinstädterin, Pavels Tante, von Adonis; in „Im Schatten der Linde“ sprechen schlichte Dorfbewohner von Luna, Titan, Saphir u. s. w.; in „Václav Živša“ spricht ein einfaches Dorfmadchen, Lidka, von Dornneuheiten, von einem Barden, von einer dicklippigen Afrikanerin, von Romeo, von einem Paladin u. s. w.).

Oft wählt S. Čech ein allegorisches Gewand (im „Illusionisten“ werden durch D. Fantaso, wie der Verfasser selbst bemerkt, Illusionen personifiziert; auch die „Winterphantasie“ gehört unter die Allegorien; im XV. Sklavenliede hat unser Verfasser, wie die Kritik¹⁾ treffend bemerkt, sein dichterisches Credo abgelegt [seine heiße Liebe zur Poesie, Zajma, worin ihn jedoch das Leben stört, indem es ihn in die allgemeine Sklaverei mitschleppt]), um dem Alltagsleben auszuweichen, was ihn jedoch zu mancher Unklarheit verführt (die „Wahrheit“ erscheint, weil die Heldin durch ein nacktes Weib²⁾ personifiziert ist, stellenweise gezwungen; die „Kurzweilige Historie vom Vogel Velikán Velikánovič“ wird durch ihr allegorisches Gewand vollkommen unverständlich gemacht; die „Sklavenlieder“ wurden aus demselben Grunde unklar, so daß alle drei Oppositionsparteien in Böhmen, Jungböhen, Fortschrittler, Socialisten, zugleich glaubten, S. Čech habe durch sein Werk sie verherrlicht).³⁾

Unzufrieden mit dem Alltagsleben, welches ihn umgibt, muß der Autor dasselbe verspotten (der „Versekte Charakter“ wendet sich gegen die Geldherrschaft, „Soli“ verspottet die Demagogie, der „Apfelbaum“ macht sich über die Streitsucht der böhmischen Bauern lustig, der „Unsterblichkeitscandidat“ ist wider die Ruhmgier junger Literaten gerichtet, „Wie man Verse liest“ und „Geheimnisvoller Mensch“ geißeln den übertriebenen Purismus, „Stehlík's Geist“ wendet sich

¹⁾ „Literární Listy“ 1894. Fr. Krejčí.

²⁾ „Hlídká Literární“ 1886. Jan Konec. „Literární Listy“ 1886. Č.

³⁾ „Naše Doba“ 1896. Fr. V. Krejčí: „Aus unserer neueren politischen Poesie.“

gegen die geistig indolente Landintelligenz, die „Wahrheit“ verspottet die Verlogenheit in der Menschengesellschaft, der „Archäologische Vortrag im Jahre 5000“ ist namentlich wider die Unselbstständigkeit der Čechen gerichtet, „Es brennt“ macht sich über das kleinliche Leben der Dorfbewohner lustig, der „Sprechende Karpfen“ und das „Verhängnisvolle Neujahrsgeheimnis“ geißeln den kleinstädtischen Materialismus u. s. w.). Die Satire S. Čech's parodiert gern (besonders in „Hanuman“), obwohl sie sich niemals bemüht, etwas Positives als Muster hinzustellen („Hanuman“ verspottet zugleich den übertriebenen Kosmopolitismus und den blinden Patriotismus; der „Wahre Ausflug des Herrn Brouček in den Mond“ wendet sich zugleich gegen die Schwächen der Künstlerwelt in den Mondbewohnern und in Brouček gegen die Mängel des Publicums; der „Neue epochale Ausflug des Herrn Brouček, diesmal in das 15. Jahrhundert“ geißelt zugleich die Charakterlosigkeit der jetzigen Čechen und den abergläubischen Geist ihrer Ahnen u. s. w.). Manchmal wählt S. Čech in einer Dichtung eine ganze Reihe von Gegenständen, um sie zu verspotten („Petersschlüssel“, „Ausflug des Herrn Brouček in den Mond“, „Kurzwellige Historie vom Vogel Belikán Belikánovič“ u. s. w.), wobei seine Satire, in der Regel blutig und voll tiefen Grames, oft den Verfasser selbst mit Hohn verfolgt.



S. Čech besitzt als Dichter vor allem lyrisches Talent,¹⁾ so daß man besonders in seinen Liedern wunderschöne Partien findet, welche er häufig durch Refrains zu steigern weiß. S. Čech's Lyrik gefällt sich gewöhnlich in längeren Perioden (namentlich „Neue Lieder“), wobei sie tiefes Gefühl, warme Begeisterung, große Rhetorik befundet („Begeisterung“, „Läßt uns keinem glauben“, „Phrasen“, das VIII. Sclavenlied u. s. w.), während ein schneidiges Lied selten vorkommt („Stark sind wir genug“). Unser Verfasser sucht zudem, wenn auch nicht sehr häufig (z. B. im „Gleichnis“) durch kurze Verse zu wirken.

Fast jedes Epos S. Čech's ist durchdrungen von lyrischem Elemente und von längeren Reflexionen („Adamiten“, „Europa“, „Slavia“, „Dagmar“, „Hanuman“, „Skaros“, „Václav Živja“, „Kurzwellige Historie vom Vogel Belikán Belikánovič“, „Bunte Reisen durch Böhmen“, „Schnee“ u. s. w.), welche sich oft durch starke Beredsamkeit auszeichnen (in „Václav von Michalovic“ die Rede Václav's an das

¹⁾ In Böhmen gilt er allgemein für den epischsten Dichter.

Volk [VI.] u. s. w.), manchmal ebenfalls durch Refrains gesteigert werden (in „Slavia“ Vladimirs nihilistisches Confiteor [I] u. s. w.). Manches erzählt S. Čech größtentheils in Liedern (namentlich „Schmied von Vesetín“ u. s. w.), wählt indes daneben auch gern das Gewand von Aufzeichnungen, um eine Begebenheit zu schildern (besonders im „Liederbuch Jan Burians“ u. s. w.). Die Handlung ist bei S. Čech's Dichtungen in der Regel so zertrümmert, daß man gar nicht wagen darf, von einer Composition zu reden. Der Verfasser vertheilt nämlich wegen seiner Neigung zur Lyrik die Handlung gewöhnlich sehr ungleichmäßig, so daß die vorderen Theile seiner epischen Werke weit länger als die späteren zu sein pflegen, dabei aber zugleich weit weniger Handlung enthalten (am markantesten ist es in „Slavia“, da der erste Gesang, 80 Seiten lang, dort vorwiegend nur Zvanz Erzählung, also fast keine Handlung umfaßt, wogegen die späteren Gesänge, zusammen nicht einmal 50 Seiten, an Handlung überreich sind; schwach gebaut sind außerdem „Herr Bolehlav und die Welt“, „Wolken“, „Unter Büchern und Menschen“, „Sestřáb contra Hrdlička“, „Letzter Frühling“, „Erste Sorgen“, „Philemon und Baucis“, „Gespräch des Laubes“, „Ruhm“, „Dagmar“, „Nacht auf dem Supov“, „Václav Živja“, „Schnee“ u. s. w.; in den Werken, welche S. Čech als Aufzeichnungen des Helden verfaßt hat, ist manche Partie den anderen gegenüber, obwohl es vom psychologischen Standpunkte aus erklärlich wäre, nur allzu rasch skizziert: im „Liederbuch Jan Burians“ wird die Liebe des Helden von dem Augenblicke an, als ihm Stella ihre Liebe gestanden hat, nur mit auffallend wenig Worten berührt). Die längeren Dichtungen S. Čech's wimmeln überdies von breiten Episoden („Adamiten“, „Unter Büchern und Menschen“, „Sestřáb contra Hrdlička“, „Unsterblichkeitscandidat“, „Staros“ u. s. w.), welche beträchtlich das Fortschreiten der Handlung hemmen, wengleich sie häufig an und für sich zu den schönsten Leistungen S. Čech's gehören (namentlich in „Dagmar“ II., IV., VI.). Eine gelungene Scene verursacht manchmal in ihrer Wiederholung Eintönigkeit (so spielt ein Mann mit einer Frau in „Dagmar“ [I.] zweimal Schach, einmal in der Erzählung und einmal in der Wirklichkeit). Die Handlung wird auch oft aufgehalten durch lange Beschreibungen verschiedener Gegenstände (z. B. wimmelt es von ihnen in „Václav von Michalovic“, „Dagmar“, „Václav Živja“ u. s. w.), besonders weiblicher Schönheit, welche jedoch, da sie gewöhnlich mit der eigentlichen Handlung nicht eng verbunden werden, der Verfasser selbst stellenweise („Im Schatten der Linde“, „Ruhm“, „Suggestion

der Wahrheit“) als Enumerationen bezeichnet. Ebensovienig fördern die Handlung die vielen Schilderungen (besonders zahlreich in seinen Reisebeschreibungen, in der „Kallobiotik auf Reisen“, im „Tscherkessen“, im „Ruhm“, in „Hanuman“, in „Václav von Michalovic“, „Dagmar“, „Robold“, „Schnee“, namentlich in „Václav Živša“) und Vergleiche (vor allem in „Václav von Michalovic“, „Slavia“, „Dagmar“), sie verrathen aber die große Bewunderung, welche der Verfasser seit jeher für die Natur gefühlt hat (sein enthusiastisches Sehnen nach der Natur drückt er am klarsten im XV. Slavenliede aus). Daneben verschwindet in mancher Arbeit S. Čechs eine von den Hauptpersonen gleich nach dem Anfange (z. B. in „Dagmar“ räumt Přemysl nach I. für immer den Schauplatz), wogegen es noch öfter vorzukommen pflegt, daß manche Hauptpersonen zu spät auftreten (in den „Adamiten“ führt uns erst der letzte Gesang den Feldherrn Žizka vor; in „Europa“ werden wir mit Gaston erst im 4. Gesange bekannt; in „Dagmar“ tritt Berengára fast am Schlusse des Gedichtes auf u. s. w.). Die Handlung ist häufig aus den Gründen, welche bereits besprochen wurden, verhältnismäßig arm („Ausflug nach Croatien“, „Erste Sorgen“, „Schnee“ u. s. w.). Wiederholt greift unser Verfasser, um sich die Composition bequemer zu machen, zum Prolog („Herr Bolehlav und die Welt“, „Zweifampf“, „Apfelbaum“, „Vorleser“, „Eisblumen“ u. s. w.) und zum Epilog („Zweifampf“, „Signorina Gioventù“, „Unter Büchern und Menschen“, „Letzter Frühling“, „Gespräch des Laubes“, „Fkaros“ u. s. w.). Manches Epos S. Čechs ist eigentlich bloß eine Reihe von selbständigen Gedichten (z. B. „Träume“), welche ein Rahmen so zusammenhält, daß der Übergang von einem Stücke zum anderen größtentheils ungezwungen erscheint („Im Schatten der Linde“). Bei Čech wird ein Factum, und zwar sehr häufig, gar nicht motiviert (so wissen wir nicht recht, warum die zusammengekommenen Dorfbewohner in „Im Schatten der Linde“ eigentlich die verschiedenen Begebenheiten einander erzählen; im „Unsterblichkeitscandidaten“ wollte S. Čech uns einen lächerlichen Literaten vorsehren, bemüht sich aber sehr wenig, dessen Nichtsnutzigkeit zu beweisen; in „Slavia“ wird uns der Zufall, welcher die geographisch so entfernten Slaven zusammengeführt hat, nicht begründet; in „Hanuman“ konnte der Affe, da er sich im Dienste eines Gauklers befand, unmöglich alle Mängel der Menschengesellschaft kennen lernen; im „Wahren Ausflug des Herrn Brouček in den Mond“ und im „Neuen epochalen Ausflug des Herrn Brouček, diesmal in das 15. Jahrhundert“ wird kaum erklärt, wie

Brouček, der weder die Literaten noch die Geschichte Böhmens näher kannte, solche Träume zu haben vermochte, während die „Bunten Reisen durch Böhmen“ II. von unerklärten Szenen förmlich wimmeln u. s. w.). Da gewöhnlich der Stoff gar nicht neu ist („Herr Bolehlav und die Welt“, „Ein Wahnsinniger“, „Dükel“ u. s. w.), sucht unser Verfasser mit vorzüglichem Erfolge das Interesse durch spannend angelegte, ja dämonisch gefärbte Szenen zu steigern („Vorleser“, „Am Meeresufer“, „Ruhm“, „Familiengeheimnis“, „Illusionist“ u. s. w.), was aber manchmal übertrieben wird (z. B. in den „Ersten Sorgen“ wird man dadurch unnötigerweise verwirrt). Am besten gebaut sind aus begreiflichem Grunde die kürzeren Dichtungen („Dorfheiliger“, „Abige“, „Tischerkeß“, „Žizka“, „Lachs meines Urgroßvaters“, „Geheimnisvoller Mensch“, „Plagen eines Kritikers“, „Stehliks Geist“, „Lovelille“, „Archäologischer Vortrag im Jahre 5000“, „Auf dem Bezděž“ u. s. w.), obwohl es auch kleinere Werke gibt, wo wir vergebens eine gute Composition suchen („Versehter Charakter“ u. s. w.).

Als Lyriker ist S. Čech einer der subjectivsten Schriftsteller, da in seinen Werken eine ganze Reihe von Personen vorkommt, worin der Verfasser ohne Zweifel sich selbst zeichnet (verschiedene Schriftsteller: Světlý [„Ein Mensch, der Gedichte herausgab“], Pavel [„Lehster Frühling“], Luňáček [„Plagen eines Kritikers“] u. s. w.; Juristen, welche die erste beste Gelegenheit benützen, um ihren Beruf aufzugeben: z. B. Václav Živša; alte Junggesellen: Bolehlav [„Herr Bolehlav und die Welt“], Volný [„Unter Büchern und Menschen“], Brouček [Broučekiaden] u. s. w.). Darum spielen sich seine Dichtungen oft in der Gegend ab, wo der Verfasser seine Jugend zugebracht hat, entweder im Mittelgebirge („Erste Sorgen“, „Wie man Verse liest“, „Ausflug in die Jugend“, „Schmied von Lešetín“, „Schnee“ u. s. w.) oder im Brdagebirge („Nixe“, „Illusionist“, „Viederbuch Jan Burians“, „Václav Živša“ u. s. w.). Der Stoff zu manchem Werke S. Čech's ist ebenfalls deswegen bald aus dem Schloßleben geschöpft („Foltýns Trommel“, „Unter Büchern und Menschen“, „Erste Sorgen“ u. s. w.), bald aus der Advocaturspraxis („Festráb contra Hrdlička“, „Apfelbaum“, „Ein armer Gläubiger“ u. s. w.). Verschiedenes in den Arbeiten hat S. Čech seinem eigenen Leben entnommen (in den „Ersten Sorgen“ ist zum mindesten annähernd sein Oheim Julius [„Verschiedene Prosa“ 58 bis 61] gezeichnet im Wirtschaftspraktikanten Hanuš; in „Europa“ [4. Gesang] Pavel und im „Viederbuch Jan Burians“ Burian sehnen sich danach, auf einer einsamen Insel zu wohnen, was, wie bekannt,

beim Autor selbst der Fall war; im „Václav Živša“ III. ist das vom Gutbesitzer erzählte Begebnis geschöpft aus dem Leben seiner Eltern u. s. w.). Umgekehrt kann man aus den Schriften unseres Verfassers auf sein Leben schließen (so dürfen wir, da bei S. Čech wiederholt ein Plebejer in ein Edelräulein sich verliebt [„Eudymion“, „Gespräch des Laubes“, „Liederbuch Jan Burians“ u. s. w.], folgern, daß ebenfalls die Liebe zu einer Aristokratin an der bisherigen Unvermähltheit S. Čech's schuld ist, weil er doch sonst das andere Geschlecht gar nicht haßt [Beweis schon der Umstand, daß bei S. Čech sehr häufig solche Männer vorkommen, welche jedes Mädchen in Entzückung bringt: Brouček u. s. w.]; so verrathen uns „Skaros“ II., „Kurzweilige Historie vom Vogel Belikán Belikánovič“ IX. und „Bunte Reisen durch Böhmen“ II. die großen Schöpferqualen unseres Dichters; einen Michalovic wählte Čech zum Helden seines Epos, da sich unweit von Jungbunzlau der Überrest eines Michalovic'schen Sitzes, der Thurm Putna, befindet [„Bunte Reisen durch Böhmen“ I.], wobei der Verfasser zugleich seine Reminiscenzen an das Convict in reichem Maße verwertet hat u. s. w.). Dabei gewinnen wir jedoch oft nichts Positives (manche Namen wiederholen sich: Burian [als Jan B. in „Herr Bolehlav und die Welt“ und „Liederbuch Jan Burians“, sonst im „Vermächtnis“], Cilka [„Letzter Frühling“, „Nixe“, „Lob des Alters“], Lafai Dominif [„Wolken“, „Gespräch des Laubes“], Portier Foltýn [„Foltýns Trommel“, „Unter Büchern und Menschen“], Sarmila [„Erste Sorgen“, „Onkel“, „Stunde mit einem Millionär“, „Illusionist“], Julie [„Wolken“, „Unter Büchern und Menschen“, „Festřáb contra Hrdlička“, „Ausflug in die Jugend“, Ludmila [„Dorfheiliger“, „Tischerkejs“, „Letzter Frühling“, „Im Schatten der Linde“, „Unsterblichkeitscandidat“, „Gespräch des Laubes“, „Schmied von Lešetín“, „Der Stock P. R. Světečýs“, „Václav Živša“], Olga [„Gutes Werk“, „Wolken“, „Zweikampf“, „Philemon und Baucis“, „Eisblumen“, „Skaros“], Dichter Pavel [„Letzter Frühling“, „Europa“, „Skaros“], Schloß Supov [„Festřáb contra Hrdlička“, „Nacht auf dem Supov“], Dorf Třemšín [„Skaros“, „Liederbuch Jan Burians“], Volný [„Unter Büchern und Menschen“, „Festřáb contra Hrdlička“, „Schnee“, Vladimír [„Wolken“, „Festřáb contra Hrdlička“, „Fiorella“, „Slavia“, „Lovelille“] u. s. w.; sehr oft wird Burns citiert unter ähnlichen Umständen; häufig kommen bei S. Čech die Nichten geistlicher Würdenträger vor [„Letzter Frühling“, „Václav Živša“; der Besuch Živšas beim Pfarrer und Pavel's Besuch beim Decan sind einander sehr ähnlich; „Wie man Verse liest“

u. s. w.). Im „Robold“ (VI. bis XIV.) ist S. Čech's Geistesentwicklung (so behauptet eine Kritik¹⁾), und die „Wellen“ scheinen es zu bestätigen) geschildert (eine Faustiade, die S. Čech bereits in den „Peterschlüsseln“ beabsichtigt haben dürfte, weil u. a. VI. im „Robold“ an VII. in den „Peterschlüsseln“ auffallend erinnert), wie der Verfasser anfangs in der Welt volkstümlicher Märchen sich bewegte (VI.); dann in das verwandte Reich des Romantismus gerieth (VII., offenbar verliebt er sich dabei zugleich in ein Edelräulein, welches Stella geheiß zu haben scheint, da dieser Name zweimal, in „Robold“ und „Liederbuch San Burians“, auftritt), hierauf dem skeptischen Nachgrübeln unterlag (VIII.), später seine Zuflucht zum Materialismus nahm (IX.), sodann in vollkommenen Pessimismus verfiel (X., XI.), um endlich in der von Schönheit verklärten Wirklichkeit wieder Ruhe zu finden (XII., XIII., XIV.). Manche Wiederholungen sind bloß durch die allzu große Productivität S. Čech's verursacht (in den „Erinnerungen aus dem Osten“ wiederholt sich Verschiedenes aus den „Reisebildern“; alle 5 Vermärchen erinnern vielfach aneinander; der „Unsterblichkeitscandidat“, „Staros“, der „Wahre Ausflug des Herrn Brouček in den Mond“ sind einander ebenfalls in mancher Hinsicht ähnlich u. s. w.). Hier und da darf man daraus auf den näheren Zusammenhang einzelner Arbeiten schließen („An Deck im Gewitter“ [„Sturm“ VI.] ist ein Vorläufer der Sturmscenen in „Europa“ und „Slavia“; „Auf dem Verbanntenschiffe“ darf als „Europas“ Wiege gelten; die „Träume“ enthalten den Keim „Hanumans“; der Gedanke zum „Wahren Ausflug des Herrn Brouček in den Mond“ befindet sich schon im „Robold“ (VII.) und im „Ausflug des Herrn Brouček in den Mond“ u. s. w.).

S. Čech's lyrisches Talent und seine Subjectivität machten sich auch in der Charakteristik seiner Helden geltend (am besten sind die Personen gezeichnet wenn das Werk in irgendeiner Weise mit seiner Lebenserfahrung zusammenhängt, z. B. die Wucherer Zestráb, Brzobohatý, Perlssee; die Literatengesellschaft im „Unsterblichkeitscandidaten“; die meisten Personen im „Václav Živoša“ und im „Schnee“). Gewöhnlich sind sie äußerst passiv (Zitka: „Adamiten“, Befehlshaber des Schiffes, Angela, Babel: „Europa“, der Čech: „Slavia“, Strange: „Dagmar“, Burian: „Liederbuch San Burians“ u. s. w.), oft unsicher entworfen (Abda: „Herr Volehlav und die Welt“ u. s. w.), zuweilen sogar caricirt (der Wirtshausbesitzer:

¹⁾ „Literární Listy“ 1887. N. J. Tichý.

„Herr Bolehlav und die Welt“, Světlý: „Ein Mensch, der Gedichte herausgab“, Koflík: „Bunte Reisen durch Böhmen“ u. s. w.), manchmal auch übermäßig idealisiert (z. B. Dagmar, welche von der Kritik¹⁾ für die reinste Frauengestalt in der böhmischen Poesie erklärt wird, ist eigentlich kein Mensch, weil ihre Heiligkeit stellenweise an Beschränktheit [wo sie die Liebe Stranges ungeachtet all seiner Liebesbezeugungen nicht erräth und zum zweitenmale dem Bischofe glaubt] und Herzlosigkeit [wo sie jeden Gedanken an Strange trotz seiner äußersten Hingebung für eine Sünde hält] grenzt, obwohl anfangs ihr Charakter mit großer Geschicklichkeit geschildert wird). Gelegentlich tritt der Verfasser selbst mit seiner eigenen Person hervor (in den „Bunten Reisen durch Böhmen“ II. legt S. Čech dem Hausherrn Brouček, welcher sonst vortrefflich und folgerichtig als böhmischer Spießbürger gezeichnet ist, trotz seiner Unbelesenheit eine Kennerreflexion über die vorgeschrittene Verkunst in der jetzigen Poesie Böhmens bei). Die Charakteristik und Beschreibung von Personen sucht S. Čech sehr häufig durch Contraste zu steigern (z. B. in „Václav von Michalovic“ contrastiert ein bleicher, schwarzhaariger, schöner, guter, sanfter, träumerischer Süngling, Václav, mit Konrad, einem siechen, falbhaarigen, dünnen, bösen, fanatischen, wilden Genossen, und ein älteres, blondhaariges, neckisches Mädchen, Marie, mit der jüngeren, dunkelhaarigen, träumerischen Freundin Ignácie). Dies pflegt auch bei Situationen zu geschehen (so contrastiert in „Václav von Michalovic“ [Erster Gesang] das sorgenlose Lachen der Gäste mit dem schrecklichen Gegenstande ihrer Erzählung u. s. w.). Oft gründet S. Čech sogar ein ganzes Werk auf einen Contrast (in der „Wahrheit“ contrastiert größtentheils das schöne Äußere mit dem verdorbenen Innern; im „Wahren Auszug des Herrn Brouček in den Mond“ contrastieren die Mondbewohner, indem sie sich bloß nach Geistesnahrung sehnen, mit dem materialistischen Brouček; im „Neuen epochalen Auszug des Herrn Brouček, diesmal in das 15. Jahrhundert“ contrastieren wieder die Verweichlichung, Gleichgiltigkeit in Religionsjachen, Brüderie, Steifheit, übertriebene Höflichkeit, Feigheit, Charakterlosigkeit, Schlechtigkeit Brouček's mit altböhmischer Abhärtung, Begeisterung in Religionsjachen, Aufrichtigkeit, Schlichtheit, Ungezwungenheit, Tapferkeit, Opferwilligkeit, Güte u. s. w.). Stellenweise wird aber doch die consequente Durchführung der Contrastierung vernachlässigt (in „Europa“ verschmilzt Pavel mit Gaston wegen

¹⁾ „Hlídko Literární“ 1886. P. J. Vychodil. 1889. J. Kabešik.

mangelhafter Contrastierung; die „Träume“ contrastieren nicht miteinander, wie dies in „Im Schatten der Linde“¹⁾ trefflich durchgeführt erscheint, da hier ein trauriges Begebnis mit einem fröhlichen regelmäßig abwechselte u. s. w.).

Wegen seiner allzu großen Subjectivität und seiner lyrischen Veranlagung war S. Čech unfähig, ein Drama zu schreiben, obwohl manches Werk von ihm an Dialogen reich ist („Sturm“, „Adamiten“, „Engel“, „Europa“, „Slavia“ u. s. w.), obwohl man bei ihm auch verwickelten Conflicten begegnet (z. B. der innere Kampf Václav von Michalovicz zwischen Patriotismus und Liebe), obwohl man dramatisches Zergliedern²⁾ in „Slavia“ bemerkt, obwohl es bei ihm oft effectvolle Scenen gibt (besonders genial dürfte der Schluß „Europas“ sein), obwohl sogar Lustspielelemente bei ihm zu finden sind (z. B. in der „Kallobiotik auf Reisen“).



Svatopluk Čech ist ungewöhnlich gebildet, was bereits seine Belesenheit beweist, da bei ihm eine große Menge von Citaten vorkommt (besonders oft wird der niederländische Maler Hölken-Breughel genannt, welchen Čech wahrscheinlich im „Herrn Thaddäus“ von Mickiewicz kennen lernte). Der Verfasser hegt eine heiße Liebe zu den Eltern („Widmung“, „Winternacht“, „Zweite Blüte“ u. s. w.), wendet sich gegen die Jagd („Dagmar“ IV.), gegen den Fischfang („Václav Živša“ II.), gegen den Krieg („Wahrheit“ XIV., „Dagmar“ I., „Bunte Reisen durch Böhmen“), empfiehlt in der Pädagogik entschieden ein peripathetisches System („Ein paar Bildchen aus Mähren“, „Bunte Reisen durch Böhmen“ II.), tritt wider jede Anwendung der Leibestrafen bei Kindern auf („Verschiedene Prosa“), glaubt, indem er in Religionsfachen immer auf dem Boden des Evangeliums steht, an einen von der bestechbaren Priesterchaft unbefleckten Gott (XV. Sclavenlied), hält die freie Liebe für die höchste Gabe des menschlichen Lebens („Unter Büchern und Menschen“, „Staros“), läßt sich aber niemals zur Schlüpfrigkeit verführen (was namentlich in den „Adamiten“ zu bewundern ist) u. s. w. Mit großer Begeisterung vertheidigt er, indem er zugleich spöttisch von Uniformen redet, die von der modernen Zeit unbarmherzig immer mehr verwischte Mannigfaltigkeit in der Menschengesellschaft als wahren Frühling, als wahre Jugend,

¹⁾ „Hlídkka Literární“ 1886. Č.

²⁾ „Hlídkka Literární“ 1889. J. Kabelík.

als wahres Leben („Ein paar Bildchen aus Mähren“, „Bunte Reisen durch Böhmen“ II. u. s. w.).

S. Čech's seltene Bildung bekundet sich auch in seiner strengen Autokritik (in seinen zeitgemäßen Liedern fürchtet unser Verfasser, prosaisch zu werden, welches Los ihn stellenweise allerdings ereilt hat, besonders in den „Neuen Liedern“; so nennt er das „Liederbuch Jan Burians“ ein unbedeutendes Werk auf seiner Schriftstellerbahn; unter den Broučekiaden bezeichnet S. Čech den „Wahren Ausflug des Herrn Brouček in den Mond“ als interessant für manchen Leser, wie er auch den „Neuen epochalen Ausflug des Herrn Brouček, diesmal in das 15. Jahrhundert“ für nicht schlecht erklärt, wogegen ihm die „Bunten Reisen durch Böhmen“ abgeschmackt erscheinen [„Bunte Reisen durch Böhmen“ II.] u. s. w.). Mit ungewöhnlicher Bescheidenheit (von den zahllosen Belegen wollen wir nur den Prolog im „Kobold“, die „Kurzwellige Historie vom Vogel Belikán Belikánovič“ VI., das Vorwort zum „Liederbuch Jan Burians“ nennen), mit unparteiischem Sinne (so geißelt S. Čech [„Bunte Reisen durch Böhmen“ II.] die Mängel kosmopolitischer Richtung [in den Gedichten D. Furiosos]: raffinierte Formgewandtheit, gezwungene Bilder, eine Menge von fremden Wörtern und zugleich die Schattenseiten der vaterländischen Schule [durch die Dichtungen B. Boubinskýs]: allzu große Verweichlichung, Gefallen an Diminutiven, eine Fülle dialektischer Formen), mit außerordentlicher Selbstverleugnung (damit läßt sich erklären, daß S. Čech bei Behandlung der aus seinem Leben geschöpften Stoffe, wengleich ein geborener Dyrker, sich lieber der epischen Form bedient und häufig pseudonym geschrieben hat) kehrt sich unser Autor gegen seine eigenen Fehler („In der Lust“ spielt auf seine Beschreibungslust an, der „Wahre Ausflug des Herrn Brouček in den Mond“ macht sich über seine Sentimentalität lustig, die „Bunten Reisen durch Böhmen“ I. verspotten seine übertriebene Begeisterung für das Landleben u. s. w.). Dabei verrathen manche Stellen wieder ein großes Selbstbewußtsein (außer dem sonst unbedeutenden Gedichtchen „Meine Poesie“ gehört hierher namentlich der Prolog zu „Václav Živša“).

Die Werke S. Čech's zeugen oft von fleißigem Studium. Das historische Colorit ist vortrefflich in „Žizka“, „Václav von Michalovic“, „Dagmar“ (wegen des letzten Gedichtes unternahm der Verfasser eine Reise nach England und Dänemark); schwach erscheint¹⁾ es, offenbar

¹⁾ E. Albert („N. P. a. B.“, II.).

durch den Stoff selbst beeinträchtigt, in den „Adamiten“; allzu weit-schweifig für ein belletristisches Werk ist das historische Colorit durchgeführt im „Neuen epochalen Ausflug des Herrn Brouček, diesmal in das 15. Jahrhundert“; gelungenes Localcolorit findet man in den „Candiotinnen“, im „Tischerfessen“, in „Slavia“ I. u. f. w. Dabei wurde der Dichter von seinem großen Beobachtungstalent unterstützt (z. B. in „Bineta“ verfolgt er bis ins Detail das Wogenspiel der Dstjee). Psychologischen Analysen begegnen wir aber bei ihm ziemlich selten (gerne schildert S. Čech Fieberträume: „Signorina Gioventù“, „Lehter Frühling“, „Václav von Michalovic“, „Dagmar“ II., „Staros“ VII.). Zuweilen offenbart er einen besonderen Sinn für Symmetrie (so correspondieren in formaler Beziehung „Hanuman“ I. mit X., II. mit IX., III. mit VIII. und „Dagmar“ 1. Gesang, 3. Gesang, 5. Gesang, 7. Gesang miteinander sowie 2. Gesang, 4. Gesang, 6. Gesang). S. Čech hat sich in der Ästhetik Herders Theorie zueigen gemacht (nach dieser sollen Wahrheit [für Wahrheit erklärt S. Čech alles Träumen menschlicher Seelen] und Schönheit als Schwestern [„Wahrheit“] einander in der Poesie niemals verlassen [„Auf dem Baldstýn]). Seine Denkart tritt auch sonst an zahllosen Stellen zutage (deshalb schwankt er beim Lösen nationaler und socialer Probleme fortwährend zwischen Humanismus [„Dagmar“, „Morgenlieder“, „Schnee“] und Gewalt [„Handfchar“, „Schmied von Vesetín“, „Sclavenlieder“]).

Trotz all seiner Selbständigkeit gibt es bei S. Čech wie bei jedem Dichter eine Menge von Reminiscenzen: besonders an Byron (in den „Adamiten“ an „Rajn“¹⁾) und „Sardanapal“¹⁾); der „Engel“, offenbar eine von den Erstlingsarbeiten, ist gerade sowie das Mysterium Byrons „Himmel und Erde“ gegründet auf das erste Buch Moses, Capitel VI., Vers 4; „Adamiten“ II., „Engel“ II., „Kobold“ VIII. erinnern an „Rajn“ 2. Aufzug; „Europa“ ruft stellenweise „Childe Harold's Pilgerfahrt“ ins Gedächtnis; der Rahmen in den „Petersschlüsseln“, deren eigentlichen Keim Nummer IX. enthält, scheint entnommen zu sein der „Gerichtsvision“; „Dagmar“ gemahnt an „Lara“ [der Page] und „Gefangener von Chillon“ [der Bischof]), an Čelakovský (der Rahmen zur „Kurzeiligen Historie vom Vogel Velikán Velikánovic“ ist geschöpft aus dem „Wiederhalle russischer Lieder“), an Gresset (auf „Hanuman“ III. hat wahrscheinlich das unserem Dichter bekannte Gedicht [in „Staros“ I. erzählt Olga seinen Inhalt] „Vert-Vert“

¹⁾ „Osvěta“ 1874. Š. Zákrejs.

3. Gesang gewirkt), an Hálek (manche Nummern in den „Märchen aus unserem Dorfe“ scheinen die Sammlung „Im Schatten der Linde“ hervorgerufen zu haben, außerdem übten Háleks Balladen, Romanzen und Erzählungen auf S. Čechs Producte großen Einfluss aus), an Hamerling (in den „Adamiten“ „Abasverus in Rom“¹⁾ und „König von Sion“¹⁾), an Havlíček (die „Peterschlüssel“ erinnern stellenweise durch ihr ganzes Gepräge stark an „Sanct Vladimírs Taufe“), an Heine (in „Hanuman“ X. „Atta Troll“²⁾), an Klicpera (die Klicpera'schen Maler kommen im „Vermächtnis“ und im „Malereinfall“ vor), an Lermontov (im „Engel“ merklicher Einfluss des „Dämons“¹⁾), an Mácha („Unter Büchern und Menschen“ ruft partienweise die „Zigeuner“ ins Gedächtnis), an Meißner (in den „Adamiten“ und in „Žizka“ von S. Čech Einfluss des Meißner'schen „Žizka“), an Neruda („Herr Bolehrad und die Welt“ erinnert an „Eine Woche im stillen Hause“, „Ein gutes Werk“ an die „Christabends-Geschichte“, „Kollobiotik auf Reisen“ an „Im Meerbusen von Smir“, „Schneeb Blumen“ erinnern an die „Bergballade“), an Swift (im „Ausflug des Herrn Brouček in den Mond“ „Gullivers Reisen“ I.), an Turgeněv („Staros“ mahnt stellenweise [Olga] an „Rudin“ und „Neuland“, der „Schnee“ VI. wieder an „Väter und Söhne“), an Vlnářický (in den „Peterschlüsseln“ und in „Hanuman“ „Reichstage der Thiere“), an Vöcel (in der „Winternacht“ und in den „Adamiten“ [Sifka] „Labyrinth des Ruhmes“) u. s. w.

S. Čech ohnehin schon an Fachausdrücken reiche Sprache wimmelt besonders in den Gedichten von seltenen und unbekanntem Wörtern (namentlich in Folge des Einflusses Kollárs und der russischen Sprache): bezdna = bezdno (Abgrund); broj = zbroj (Rüstung); břesk = třesk (Knall), břeský = třeský (knallend); březní = pobřezní (Ufer); červan = červánek (Morgen- oder Abendröthe); čiv = čiva (Nerv); črt = črta (Strich); dechnouti = dechnouti (athmen), dechnuti (Athem); drt (Zermalmetes); družba (Gesellschaft, Freundschaft); dvize = zdvihá (hebt); hájina = háj (Hain); halas (Lärm); hourácti (sich schaufeln); hraň = hranice (Scheiterhaufen); hrdobný = hrdý (stolz); hyb = pohyb (Bewegung), hybký (biegsam); chropotiti = chropotěti (röcheln); weibliche Fremdwörter auf -i (veraltet) statt auf -e: adorací, komisi, lamentací, licitací, regulací; její, jejíž undecl; jež f. (borstiger Gegenstand); kněžice, kněžka, kníni = kněžna (Fürstin); knotek (Knirps); kon = výkon (Handlung); krabatý (rauh); králka = královna

¹⁾ „Osvěta“ 1874. F. Záfrejš.

²⁾ E. Albert („N. P. a. B.“, II.).

(Königin); -kvitnouti (vy- oder z-) = -kvěsti (blühen); lata = záplata (Fleck, Flecken); loučiti (schleudern); mihorychlý (blitzschnell); mrtevec (Todter), mrtvol = mrtvola (Leichnam); myriád = myriáda (Myriade); nadpomořský = nadmořský (überseeisch); nadzemnost = nadpozemskost (Überirdisches); z náhla = náhle (plötzlich); nevole = nevolnictví (Leibeigenschaft); nezvěst (Vergeffen); nic m. = nic n. (nichts); obodřiti se (sich ein Herz fassen); obráběti (verarbeiten, vgl. vyráběti); ocelivý = ocelový (stählern); očar (Zauber); odeblesk = odlesk (Abglanz); odevšady = odevšad (überallher); odvět m. = odpověď f. (Antwort); ohroma = ohromení (Bestürzung); v okolu mit einem Gen. = kolem (um — herum); okotrzný (mit staunendem Blicke); otvořiti = otevřiti (öffnen); paboněk, pabuněk (Frage); parta (Kopfschuß); podniknouti = pod — vniknouti (unter — bringen); preha = sprcha (Regen); prysk, vý- (Strahl, Auffsprudeln); přendavka (Coulisse); přívět m. = přivítání (Bewillkommnung); ptenec = pták (Vogel); rost = vzrůst (Wuchs); rostiti (cultivieren); roztodivný = velmi divný (höchst wunderlich, anal. nach milý — roztomilý); rujný (feurig); řasno (Franzen); siptěti = syčeti (zischen); skalí (Gefels); skoule = skulina (Spalte); sløj = sluj (Höhle); smutiti (trüben); snouti = snovati (winden) od. = sunouti (schieben); ssutky = ssutiny (Ruine); starucha, starušenka, staruška (Greisin); strize = strihá (schneidet); svíží = svěží (frisch); svod = svedení (Verführung); šarkan (Drache); šír m. = šír f. (Breite); šoumati = šuměti (rauschen); šplun (Geplätscher); tajina = taj (Geheimnis); tartas (Wärm); tejný = tajný (geheim), tejnost = tajnost (Geheimnis); tem (Haufe); tkaň = tkanina (Gewebe); tmina = tma (Finsternis); trnina = trní (Dornbusch); třas (Bittern, Furcht), třasný (zitternd); tulipa f. = tulipán m. (Tulpe); tupný = potupný (schmähtlich); údoba (Form); jáchliche Fremdwörter auf -um undecl. (veraltet): album, forum, gymnasium, podium, stadium, studium, supinum; u před = v před (vorwärts); úvaz = závazek (Verpflichtung); váb = půvab (Reiz); vděčiti (Danke sagen); věčítý = věčný (ewig); vid (Blick, Aussehen, Gesicht, Erscheinung, Schauspiel); vichřiti (wind[vichr]-schnell eilen); vinní = vinný (Wein-); vleka = vlečka (Schleppe), vlekonoš (Schleppenträger); vloka = vločka (Flocke); vnov = znova (von neuem); vodoskok = vodotrysk (Springbrunnen); vsouti = vsunouti (einschieben); vsaký (jeder); výsota = výsost (Höhe); vzpychnouti (aufwallen); záduma =

zadumání (Vertiefung in Gedanken); záladný = přeludný (trügerisch); zámot = zamotání (Verwirrung); zápřež = spřežení (Gespann); zasínati = usínati (einschlafen); zašlost (Vergangenheit); zatvořiti = zavřiti (verschließen); závaha = závaží (Gewicht); zbrodně f. (Verbrechen); zhárati (entzünden); zjasati = jasniti (erhellen); zlom (Gebrochenseß); zlota = zloba (Boßheit); zmol = výmol (Schlucht); zmrziti (gefrieren machen); ztud = odtud (von hier); zvěr = zvíře (Thier); zžásati (mit Staunen erfüllen); žiriti (glühen); žleb = žlab (Rinne); žoldán (Sultan).

In seinen Gedichten wählt Čech gerne den Trochäus („Candiotinnen“, „Huffit an der Ostsee“, „Im Klosterkeller“, „Im Secierjaal“, „Sterben“, „Adamiten“, „Žižka“, „Václav von Michalovic“, „Peterschlüssel“, „Dagmar“, „Kurzweilige Historie vom Vogel Belikán Belikánovič“ u. s. w.), welcher mit vollem Recht als das passendste Metrum für die böhmische Sprache bezeichnet wird und auch bei S. Čech bloß ausnahmsweise Daktylen enthält (namentlich in den „Träumen“, im „Tischeressen“, im „Schmied von Lešetín“). Daneben greift unser Dichter sehr oft zum Iambus („Europa“, „Im Schatten der Linde“, „Winternacht“, „Sommeripaziergang“, „Zank der Blumen“, „Auf dem Baldstýn“ u. s. w.), welcher in der Regel von Daktylen wimmelt (namentlich weist „Slavia“ gegen 400 Daktylen auf), obwohl es auch Ausnahmen gibt (beinahe frei von Daktylen ist z. B. die „Wahrheit“). Der an Trochäen reiche Daktylus kommt gewöhnlich nur in Verbindung mit den beiden anderen Metren vor („Schneebumen“ u. s. w.), wie das S. Čech überhaupt gerne zu thun pflegt, daß er in einem Werke verschiedenes Versmaß anwendet („Sturm“, „Kobold“, „Morgenlieder“, „Neue Lieder“, „Sclavenlieder“, „Schnee“, „Hanuman“, „Liederbuch Jan Burians“ u. s. w.). In seinen Dichtungen bedient sich S. Čech oft bald schlichter, bald künstlicher gebauter Strophen („Sturm“, „Peterschlüssel“, „Hanuman“, „Schmied von Lešetín“, „Kobold“, „Liederbuch Jan Burians“, „Morgenlieder“, „Neue Lieder“, „Sclavenlieder“, „Schnee“ u. s. w.), wählt aber doch lieber eine complicierte Form („Engel“, „Nach persischen Dichtern“, „L.“ 1875, D. Furiosos Gedichte u. s. w.), da bei ihm ein reimloser Vers unseres Wissens nur an einer Stelle („Kobold“ XII.) sich vorfindet.

S. Čech's Stil, in den Dichtungen auch reich an Hiatus, an falschen Reimen (čas — v nás; změny — neskončený; zapadá — náhrada u. s. w.), an Engambements, gefällt sich in langen und zu-

sammengesetzten Sätzen, so daß er, gewöhnlich ohnehin durch eine Menge von Adjectiven, von Beschreibungen, von Schilderungen überfättigt (besonders in den Reisebeschreibungen), an mancher Stelle unklar und schwer verständlich wird, welsch letzteres übrigens nur selten vorzukommen pflegt (unklar ist z. B. der „Drache“).

Als gebildeter Mann nahm S. Čech seit jeher am politischen Leben seines Vaterlandes theil und erklärte sich sogleich für einen entschiedenen Demokraten. So wendet er sich im „Niederbuch San Burians“ gegen den verdeutschten Adel Böhmens, nachdem er der Verdorbenheit der Aristokraten in der „Wahrheit“ die längste Nummer (VII.) gewidmet hatte, und wiederholt demüthigt bei ihm ein Plebejer einen Aristokraten („Wolken“, „Toltyns Trommel“, „Es brennt“ u. s. w.). Als Demokrat schloß er sich von Anfang an der Jungöchechenpartei eng an. Da Europas politisches Leben ¹⁾ damals hoffnungslos darniederlag (deshalb läßt der Verfasser in seiner Dichtung „Europa“ das ganze Schiff in die Luft fliegen, indem er dort offenbar die Pariser Commune von 1871, worin bekanntlich bessere Classen mit ihrer Anhänglichkeit an ein allerdings utopisches Ideal [Pavel, Gaston] und Proletarier mit ihrem Cultus der rohen Gewalt [Moland] einander gegenüberstanden, mit großer Gewandtheit schildert), nahm er enthusiastisch zum Panславismus, eigentlich zum Russophilismus, ¹⁾ seine Zuflucht (er trat, um den verwesten Westen zu fliehen, eine Reise nach Kaukasien an, welches Land er für slavisch hielt, da es die Russen mit ihren Waffen und ihrer Dichtung erobert hatten, sowie später nach Mähren, überzeugt, es sei stellenweise vom Westen bis jetzt noch unverdorben [„An Mähren“]; dem Slaventhum prophezeit er in „Slavia“, wo sich der ganze Rahmen aus „Europa“ wiederholt, eine zufriedene Zukunft unter der freien Führung Russlands, läßt sich jedoch beim Schildern der damaligen Lage des Slaventhums [einen russischen Slavophilen schildert er in Ivan, einen öchischen Panславisten im Čechen, einen Nihilisten in Vladimír u. s. w.] zu mancher Übertreibung [in „Slavia“ II. verstehen die Slaven, obwohl jeder seine eigene Muttersprache gebraucht, einander vollkommen] verführen, während er gegen die Russen allzu nachsichtig [so wirft er ihnen ihr gewaltfames Russificieren kaukasischer Völker niemals vor, obgleich er mit jenen Nationalitäten sympathisirt wie mit allen unterjochten Völkern] verfährt; nach unserem Dafürhalten wählte S. Čech besonders des-

¹⁾ „Náše Doba“ 1896. Fr. V. Krejci: „Aus unserer neueren politischen Poesie.“

halb den Stoff zu „Dagmar“, weil darin das verhängnisvolle Schicksal der baltischen Slaven, welches ihm oft vorgeahmt haben muß und bekanntlich eine große Rolle im Programme der östlichen Panflavisten spielt, ausführlich geschildert werden konnte).

Den ersten Sieg der jungösterreichischen Partei über das Altösterreich, welcher der Politik Böhmens eine bessere Zeit versprach, begrüßte S. Čech begeistert in den „Morgenliedern“,¹⁾ ohne indes ein politisches Programm zu entwickeln. Die „Neuen Lieder“ sind zwar schon von politischen Gedanken durchdrungen, der Autor tritt jedoch zugleich als panflavistischer Patriot und als Socialdemokrat auf, so daß wir dort mancher Unklarheit begegnen.¹⁾ In den „Sklavenliedern“ wurde der Socialismus, welchen die „Neuen Lieder“ zum erstenmale deutlich erklingen lassen („Unterirdische Stimme“, „Zukunftsheld“), bereits vorherrschend, weshalb hier Čech's Patriotismus nur stellenweise hervorbricht (IV., VI.), indem er sich besonders der Dmladina (XX., XXI.) warm annimmt. Als politischer Dichter (von zeitgemäßen Anspielungen vortrefflicher Art [gerne behandelt er den Handschriftenstreit: „Petersschlüssel“, „Robold“, „Kurzweilige Historie vom Vogel Belifán Belifánovič“ u. s. w.] wimmeln außer den Feuilletons namentlich alle Broučkůvaden) ist S. Čech nicht allzu selbständig zu nennen, weil sich sein politisches Programm größtentheils mit jenem der Jungösterreichischen Partei deckt, obwohl es doch manchmal um ein gutes Stück seiner Partei (z. B. der „Schnee“ befaßt sich mit der politischen Realistenpartei in Böhmen) voreilt.¹⁾

Seit jeher war die Freiheit Čech's Lozung, wobei jedoch die Kritik¹⁾ mit Recht drei Stadien unterscheidet, erstens die Freiheit einer Nation: besonders in den „Gedichten“, zweitens die Freiheit eines einzelnen Menschen als Bürger's: „Morgenlieder“, „Neue Lieder“, drittens die Freiheit proletarischer Massen: „Sklavenlieder“, ja in der letzten Gedichtsammlung sogar schon manchen Reim anarchistischer Gefühle erblickt.



Svatopluk Čech ist, wie gesagt, ein echter Romantiker (infolge Einwirkung des Romantismus treten bei ihm die wahnsinnigen Frauen auf, in „Europa“ Gonzaga und in „Jestráb contra Hrdlička“ Jestráb's Wirtschaftlerin Rozina, letztere wahrscheinlich infolge Einwirkung von Máchas „Zigeunern“; Pabels Mitgefühl für die Thiere im „Letzten

¹⁾ „Naše Doba“ 1896. Fr. B. Krejčí: „Aus unserer neueren politischen Poesie.“

Frühling“ erinnert an Shelley; gerne schildert auch S. Čech wie die Romantiker eine große Wirkung der Künstler auf das Publicum („*Wolken*“, „*Unter Büchern und Menschen*“, „*Peterschlüssel*“). Als solcher steht er besonders unter dem Einfluß Byrons und seiner Schüler (Byrons Helden: Mojžiš, Adam, Henoch („*Adamiten*“), Vladimír („*Wolken*“), Smělý („*Unter Büchern und Menschen*“), Vladimír („*Slavia*“), Fantaso („*Illusionist*“) u. s. w.; wie Byron und seine Nachfolger Heine, Hugo, Nekrasov u. s. w. ist Čech ein politischer Dichter [Freiheitskrieger in den „*Träumen*“, im „*Sterben*“, in „*Auf dem Verbanntenschiffe*“ u. s. w.; wie Byron besitzt Čech als großer Humorist und Satiriker ein vorwiegend lyrisches und kein dramatisches Talent; in der Wahl von Stoffen [z. B. in den „*Adamiten*“) ist Čech den deutschen Byronisten Lenau, Meißner, Hamerling ähnlich; wie bei Byron kommen auch bei unserem Dichter Titanen vor, welche jedoch thatenlos sind [Pavel im „*Letzten Frühling*“, Vladimír in „*Slavia*“, Vysocký in „*Skaros*“ u. s. w.], so daß sie vielfach an die Turgeněv'schen erinnern). Aus der kosmopolitischen Schule Böhmens (Hálek's Gestalten: der Spielmann im „*Spielmanns-kind*“, der Dorflehrer in den „*Wolken*“, der Fährmann im „*Letzten Frühling*“; auch in Nerudas Werken treten häufig alte Singsgejellen auf) hervorgegangen, schloß er sich von Anfang zugleich der vaterländischen Richtung an, wie das seine Vorbilder schon früher gethan haben. Für die Literatur Böhmens ist S. Čech epochal (er ist ihr erster politischer Dichter [besonders durch die „*Morgenlieder*“], er schrieb ihr bestes historisches Epos, „*Václav von Michalovic*“, er ist ihr größter Satiriker [besonders durch den „*Wahren Ausflug des Herrn Brouček in den Mond*“]). Seine Vorgänger hat er in mancher (namentlich in formaler) Hinsicht übertroffen (Kollárs panlavistisches, zumeist nur rhetorisch skizziertes Programm hat erst S. Čech als größter Dichter des Panlavismus poetisch behandelt; den übermäßig sentimental und vielfach unklaren Hálek'schen „*Erben des Weißen Berges*“ gegenüber schuf Čech in „*Václav von Michalovic*“ etwas wirklich Positives¹⁾), obwohl ihnen Čech auch bisweilen nachsteht (in Nachahmung des Volkstones hat er, wenngleich er sich darum oft bemühte [besonders in den „*Gedichten*“; gar nicht in „*Im Schatten der Linde*“; am besten im „*Schmied von Vešetín*“], den „*Wiederhall čechischer Lieder*“ von Čelakovský nicht erreicht; den gesunden Realismus von

¹⁾ E. Albert („*N. B. a. B.*“, II.).

Merudas Prosa [besonders in den „Strolchen“] ahmte Čech ebenfalls ziemlich erfolglos nach). Čech's Werke, und zwar sowohl jene in Versen als jene in Prosa, klingen häufig an die Werke von Arbes, Hejduk,¹⁾ Zeyer an. Svatopluk Čech ist in der heutigen tschechischen Literatur Hauptrepräsentant der nationalen Richtung (durch Einflechtung tschechischer Gestalten schildert er namentlich den Kaukasus in originellem Dichte), wenn auch kein volkstümlicher Dichter (das Landleben kennt er wie Turgenjev nur flüchtig); das Haupt der kosmopolitischen Schule, Jaroslav Brchlický, ist sein Antipode (auf Čech übte russischer, somit östlicher Byronismus Einfluß aus, wogegen in Brchlický's Dichtungen namentlich französischer, also westlicher Byronismus [Hugo] sich geltend macht; ein großer Theil von Brchlický's Bedeutung liegt in seinen Übersetzungen [besonders wieder — russisch, obwohl er sonst fast alle Sprachen Europas kennt, versteht er nicht — aus romanischen Sprachen], während Čech als Übersetzer wenig [„Nach persischen Dichtern“ u. s. w.] thätig war). Die vielfach aufgeworfene Frage, welcher von beiden größer sei, läßt sich bis jetzt nicht völlig lösen (Čech hat keine Schule [Hejduk und Sládek sind seine Zeitgenossen] gestiftet, wogegen alle jüngeren Dichter Böhmens mehr oder minder unter dem Einflusse Brchlický's stehen; Čech war von jeher weit mehr beliebt, aber seine Popularität ist ziemlich oberflächlich). Svatopluk Čech gehört unbedingt zu den größten Dichtern im Weltchriftthum²⁾ („Václav Živša“ kann sich trotz seiner am Schlusse zertrümmerten Composition und seines unmodernen Metrums, des quantifizierenden Hexameters, würdig dem Mickiewicz'schen „Herrn Thaddäus“ zur Seite stellen). Obgleich er die neuesten Ideen bis heute fleißig verfolgt, macht ihn dennoch sein übermäßiger Rührdramen-Sentimentalismus (wahrscheinlich ein Vermächtnis Háleks stellenweise (namentlich in den „Wolken“) schon veraltet.

¹⁾ „Osvěta“ 1895. Eliška Prášnáhorská.

²⁾ Hamerling's „Homunculus“ (7. B. „Affenschule“) erinnert an „Hanneman“, wie sein „Mhasverus in Rom“ an Nebesky's „Antipoden“ erinnert.





Geistiges Leben in Osterreich und Ungarn.

Die Osterreichisch-Ungarische Monarchie. Von Prof. Dr. Friedrich Umlauf. Geographisch-statistisches Handbuch für Leser aller Stände. Dritte, umgearbeitete und erweiterte Auflage. Mit 200 Illustrationen und 15 Karteneinlagen. A. Hartleben. Wien, Pest und Leipzig.

Zelten hat sich ein osterreichisches Buch einer solchen Beliebtheit zu erfreuen gehabt wie das genannte Werk; es ist im vollsten Sinne des Wortes ein Familienbuch geworden, welches in den meisten Bibliotheken gebildeter Osterreichler zu finden sein dürfte. Für die große Verbreitung desselben in weiteren Kreisen sprechen wohl deutlich die verhältnismäßig rasch aufeinander folgenden Auflagen des Werkes, deren dritte eben vollständig vor uns liegt. Sie ist gegenüber der zweiten wesentlich umgearbeitet und erweitert, nicht nur textlich, sondern auch hinsichtlich der Illustrationen und der Kartenbeilagen. Die zweite Auflage besaß nur 160 Abbildungen, die dritte weist 200 auf und überdies 15 Karten, welche den Wert des Buches um ein bedeutendes erhöhen und einen kleinen, aber vollständigen physikalisch-politischen Atlas der Monarchie bilden.

Seit dem Jahre 1883, in welchem die zweite Auflage der „Osterr.-Ungar. Monarchie“ erschien, sind von namhaften Geographen eine Reihe bedeutender wissenschaftlicher Werke veröffentlicht worden, welche vornehmlich die Orographie unseres Vaterlandes behandeln und eine förmliche Umwälzung der bisherigen Eintheilung der Gebirge im Gefolge hatten. Schon diese neuen Erscheinungen auf orographischem Gebiete bedingten eine theilweise neue Bearbeitung des Werkes. Aber auch die anderen physikalischen Verhältnisse der Monarchie mußten auf Grund der Resultate neuer Forschungen einer vollständigen Umarbeitung unterzogen werden, so die Capitel über Höhlen, über die Mineralquellen, die Flüsse, Canäle und Seen. Desgleichen wurden die Abschnitte über Vulcane und Erdbeben und über die meteorologischen Verhältnisse des

Vaterlandes dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft entsprechend neu bearbeitet.

Die Resultate der letzten Volkszählungen vom Jahre 1890 wurden in ausgiebiger Weise verwertet, so daß man ein vollständig klares Bild der Bewohner in ihren mannigfachen Beziehungen zum Staate erhält. Von besonderem Interesse und von nicht zu unterschätzendem Werte sind die Zusammenstellungen der gleichen Verhältnisse unseres Vaterlandes mit jenen der übrigen europäischen Länder. Mit Zug und Recht hätte der Verfasser dieses jedem Oesterreicher unentbehrlich gewordenen Handbuches auf das Titelblatt setzen können: „Dritte, wesentlich umgearbeitete und erweiterte Auflage.“

Dagegen ist die Anordnung des Stoffes, welche in den beiden früheren Auflagen allgemein lobend anerkannt wurde, dieselbe geblieben, ebenso die Sprache, welche trotz wissenschaftlicher Behandlung des Stoffes die goldene Mittelstraße zwischen wissenschaftlicher Kürze und populärer Weitschweifigkeit einhält, und welche neben den übrigen Vorzügen des Buches wesentlich zu dessen Eindringen in breitere Volksschichten beigetragen hat. Neu ist in der dritten Auflage, daß bei Maßbestimmungen durchwegs nur das metrische System angewandt, daß nach dem Meridian von Greenwich gezählt ist, und daß neben den deutschen Eigennamen auch die nicht deutschen in Klammern angeführt sind. Im Folgenden seien die wichtigsten Veränderungen, welche die dritte Auflage gegenüber der zweiten aufweist, hervorgehoben.

Der erste Abschnitt, welcher die politische und Territorialgeschichte unserer Monarchie bis zum Jahre 1878 enthält, erfuhre, wie sich aus der Natur des behandelten Stoffes ergibt, eine nur geringfügige Umarbeitung; dagegen bringt das erste Capitel der physischen Geographie, „Lage, Größe und Bestandtheile“, einige bemerkenswerte Erweiterungen. Abgesehen davon, daß, was den Flächeninhalt betrifft, für die österreichische Reichshälfte die im Jahre 1884 bekannt gewordenen endgültigen Resultate der Grundsteuerregulierung und für die ungarische Reichshälfte die gegenwärtigen Vermessungsergebnisse verwertet und bezüglich der Bevölkerung die Resultate der letzten Volkszählung verarbeitet sind, erfährt der Leser, daß auch der amtlich angegebene Flächeninhalt der einzelnen Länder und der gesammten Monarchie keineswegs feststeht, sondern daß auf Grund der neuen Specialkarte im Maßstabe 1:75,000,000 andere Zahlen ermittelt worden sind. J. Strelbitsky und A. Penc haben danach einen wesentlich größeren Flächeninhalt berechnet, welcher von der amtlichen Angabe um 3560, beziehungsweise 3493 km^2 abweicht. Wir erfahren ferner, daß es außer dem strittigen Meererauge in der Tatra noch ein zweites, wenn auch sehr kleines (126 km^2) strittiges Gebiet zwischen Osterreich und Ungarn gibt, welches nordöstlich von Fiume an der krainisch-croatischen Grenze liegt und in der Specialkarte besonders ausgeschieden ist.

Ebenso dürfte den meisten Lesern neu sein, daß Osterreich im Jahre 1873 einen kleinen Länderbesitz erworben: die Inselgruppe Pelagosa, welche, zwischen der Insel Lissa und Italien gelegen, bis

dahin herrenlos gewesen war. Sie besteht aus den Felseninseln Pelagosa grande (29 ha), auf deren höchstem Punkte sich ein Leuchtturm erhebt, Pelagosa piccola und der nackten Klippe la Caiola. Aus einer Ansicht von der Nord- und einer von der Südseite lernen wir diese noch wenig bekannte neue territoriale Erwerbung Österreichs kennen.

Im Capitel „Bodengestaltung“ sind J. Chavannes Berechnungen des Areals für einzelne Höhenstufen innerhalb unserer Monarchie aufgenommen, wonach 86·4% desselben unter 1000 m, 10·4% zwischen 1000 bis 2000 m und 3·2% über 2000 m liegen.

Eine durchgreifende Umwandlung erfuhrt der orographische Theil des Werkes, vornehmlich die Alpen, bei denen die grundlegenden Arbeiten besonders von A. v. Böhm, E. Suez, A. Penck, E. Richter und A. Heim die gebührende Berücksichtigung fanden. Die Dreitheilung der Alpen ist aufgegeben und die Zweitheilung in West- und Ostalpen eingeführt. Die einzelnen Gruppen sind nach A. v. Böhms Vorgang streng nach ihrem geologischen Bau gegliedert. Infolge dessen ist in der neuen Auflage das Capitel „Centralalpen, Nord- und Südalpen“ ausgefallen. Der Abschnitt über die Entstehung und den geologischen Bau der Alpen ist nach der von E. Suez ausgebildeten Theorie der Gebirgsbildung neu bearbeitet und der über die Karrenfelder und Erdsphymiden wesentlich verändert, überdies durch Beigabe eines Bildes, „Erdsphymiden in der Schlucht des Finsterbaches auf dem Ritten bei Bozen“, illustriert.

Das mehrfach umgearbeitete Capitel über Lawinen erhielt eine wertvolle nationalökonomische Zugabe, indem die im Forstdepartement der Tiroler Statthalterei erhobenen, durch die im Winter 1887/88 niedergegangenen Schneelawinen verursachten Schäden an Leben und Gut aufgenommen sind. Danach haben in jenem Winter in Tirol und Vorarlberg 53 Menschen ihr Leben verloren; die verwüstete Fläche beträgt 2020 ha, und der gesammte Schaden beziffert sich auf 745.162 Gulden.

In der neuen Auflage ist das Capitel „Zur Geschichte der Alpenländer“ ausgefallen, dagegen wurde das „Österreichische Alpengebiet“ gänzlich umgearbeitet und das Areal der Ostalpen nach den Berechnungen von J. Beneš aufgenommen. Die Höhenangaben der einzelnen Berge entsprechen den letzten Vermessungen und sind überdies vermehrt, desgleichen die Zahl der Alpenvereine.

Von den schön und frisch geschriebenen Charakterbildern, mit denen die Behandlung der Alpen abschließt, ist „Ein wandernder Gletscher“ (der Vernagtgletscher) ausgefallen und durch „Der Pasterzengletscher“ (nach J. Wagner) ersetzt, für Sonklars Glocknerfahrt (aus dem Jahre 1855) die von Karl Hofmann lebendig geschilderte und an historischen Reminiscenzen reiche „Glocknerfahrt“ aus dem Jahre 1867 und „Das Dachsteingebirge“ nach der farbenreichen Schilderung des berühmten Dachsteinforschers Fr. Simonh neu aufgenommen.

Eine besondere Sorgfalt hat Umlauf der Bearbeitung des Karstes zugewandt und dabei die erst in jüngster Zeit über dieses

eigenartige Gebirge erschieneenen Werke zugrunde gelegt. Der geologische Bau ist nach A. Philippson, die Karsterscheinungen sind nach J. Cvijić und dem bekannten Höhlenforscher Fr. Kraus, die Entstehung der Karstlandschaft nach A. Penck und die Entwaldung und Verkarstung nach H. v. Guttenberg ganz neu bearbeitet, so daß bloß die Schilderung der einzelnen Züge des Karstes im wesentlichen unverändert blieb. Vollständig neu in diesen Abschnitten ist die Behandlung des bosnisch-hercegovinischen Gebirgslandes nach den Arbeiten Supans. Auch das Karstklima ist ganz umgearbeitet, während der übrige Theil nur geringe Veränderungen aufweist.

Das böhmisch-mährische Hochland erfreute sich im letzten Decennium einer besonderen Beachtung nicht nur von Seite der Touristen, sondern auch der Fachgeographen. Dafür sprechen einerseits die vielen (11) „Gebirgsvereine“, welche sich nach dem Vorbilde der Alpenvereine gebildet haben, andererseits die vielen Monographien, welche über die einzelnen Partien des an Naturschönheiten so reichen und in orographischer und geologischer Beziehung so interessanten Hochlandes erschienen sind. Vornehmlich sind es Gelehrte des Deutschen Reiches, welche sich mit diesem Theile des Deutschen Mittelgebirges beschäftigt haben. Ihre Arbeiten sind zumeist in den „Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde“ enthalten. Viele und beachtenswerte Beiträge zur besseren Kenntnis des Gebirgslandes liefern auch die Publicationen der verschiedenen Gebirgsvereine. Umlauft hat die Mehrzahl dieser neueren Forschungen bei der Umarbeitung der betreffenden Abschnitte seines Buches benützt, wie man sich bei der Durchsicht desselben allenthalben überzeugen kann, und dabei wie überhaupt im orographischen Theile die geologischen Verhältnisse zugrunde gelegt, in Folge dessen auch die Gliederung des Hochlandes geändert erscheint. Und dort, wo eine Umarbeitung sich nicht als nothwendig erwies, hat eine wesentliche Erweiterung platzgegriffen, so bei der Behandlung des Lausitzer-, Pfälzer- und Riesengebirges, nur die (2) Charakterbilder sind unverändert geblieben.

Die geringsten Veränderungen erfuhr die Behandlung der Karpaten, was nicht auffallen kann, da dieselben für uns noch vielfach eine terra incognita sind. Ganz umgearbeitet erscheint der geologische Bau und auf Grund desselben die Eintheilung der Karpaten, wobei F. v. Hauer's und A. Philippson's Arbeiten benützt wurden. Auch die Einleitung zu den Nordwestkarpaten erscheint theilweise in neuer Form, desgleichen die Hohe Tatra und einzelne Abschnitte der Nordost- und Südostkarpaten. „Die innere Hochfläche“ des siebenbürgischen Hochlandes erscheint in der neuen Auflage als „Das Beckenland Siebenbürgens“, und bei den (4) Charakterbildern ist „Der Weinbau in der Hegyalja“ durch das anschaulich geschriebene Bild „In der inneren Marmaros“, nach Rudolf Bergner bearbeitet, ersetzt.

Eine durchgreifende Umgestaltung erfuhren die Höhlen und Grotten, insbesondere der Abschnitt über die Entstehung derselben, wobei des verstorbenen Höhlenforschers Fr. Kraus im Jahre 1894 erschienenen Werk „Höhlenkunde“ zugrunde gelegt ist. Das Verzeichnis der Höhlen

ist bedeutend erweitert, da mehr als 50 Höhlen neu hinzugekommen sind, wovon die Mehrzahl auf das Karstgebiet, auf den Brünner Devonfalk und auf das siebenbürgische Hochland entfallen. Die Charakterbilder sind dieselben geblieben.

Bei der Behandlung der Ebenen sind insbesondere die Donautiefländer vielfach umgeändert, einzelne Abschnitte neu bearbeitet und vielfach erweitert worden. Dem Capitel über die niederungarische Tiefebene wurden zwei sehr instructive Bilder nach photographischen Aufnahmen von L. v. Lóczy beigelegt: „Flugsand bei Badkert im Pester Comitatz“ und „Pöß bei Theresiopel“. Bei der Besprechung der klimatischen Verhältnisse ist der Koschava, eines heftigen Südostwindes, und seiner verderblichen Wirkungen im Frühling und Herbst Erwähnung gethan. Zwei neue, sehr schön geschriebene Charakterbilder, „Auf der Puszta“ nach P. Hoitsy und J. Hünfalvy und „Die Hirten auf der Hortobágher Puszta“ nach M. Jókai, gewähren dem Leser einen klaren Einblick in den eigenthümlichen Charakter dieser Ebenen und in das Leben und Treiben der Pusztenvöhrne.

Verhältnismäßig gering sind die Änderungen, welche das Capitel über Vulcanismus und Erdbeben in der neuen Auflage erfahren hat; nur der Abschnitt über Mofetten, Solfatare und Schlammvulcane ist bedeutend erweitert worden. Ungern vermißt man eine eingehende Schilderung der letzten furchtbaren Erdbebenkatastrophe, welche in der Nacht vom 14. auf den 15. April 1895 Raibach zerstörte.

Fast ungeändert blieb der Abschnitt über die geognostische Beschaffenheit des Bodens, welcher nach F. v. Hochstetter und F. v. Hauer gearbeitet ist. Eine wertvolle Beigabe zu diesem Capitel ist der geologische Durchschnitt des Wiener Beckens nach F. Karrer. Das Verzeichniß der Mineralquellen erscheint auf Grund der neuen Literatur bedeutend erweitert, und die Frequenz einiger Curorte Osterreichs (1893 und 1894) weist durchwegs neue Daten auf.

Unter den Flüssen der Monarchie ist die Donau, ihr Hauptstrom und das natürliche Bindeglied ihrer Länder, mit besonderer Sorgfalt und mit der ihr in jeder Richtung gebührenden Ausführlichkeit behandelt. Der Leser vermißt nichts, was von Interesse und von Bedeutung ist. Alle einschlägigen neueren Werke, insbesondere die von A. v. Schweiger-Lerchenfeld, von A. Penck und von A. Swarowsky sind herangezogen worden, um ein vollständiges und zugleich übersichtliches Bild über diese Hauptverkehrsader der österr.-ungar. Länder und diesen natürlichen Handelsweg zwischen dem Orient und Occident zu bieten. Aber auch die Nebenflüsse der Donau und die übrigen Flüsse der Monarchie sind nicht stiefmütterlich behandelt. Allenthalben stößt man auf schätzenswerte Zusätze oder auf instructive Bilder, welche die Darstellung veranschaulichen. Die Charakterbilder sind um zwei sehr plastisch und farbenfrisch geschriebene vermehrt. Das eine stammt aus der Feder des Prof. Dr. E. Karl Moser: „Der Timavo und seine Umgebung“, das andere, „Die Etich in Tirol“, ist nach dem rühmlichst bekannten Landschaftsschilderer A. Moë bearbeitet.

Auch die Darstellung der Wasserfälle und Canäle zeigt in fast allen Abschnitten mehrfache Erweiterungen, welche den Wert des Handbuchs erhöhen. Neu ist das Capitel „Neue Canalprojecte“, welche bereits im österreichischen Reichsrathe zu wiederholtenmalen Gegenstand eingehender Debatten waren. Unter diesen scheint wenigstens das Project einer Verbindung der Oder mit der Donau trotz der veranschlagten bedeutenden Kosten von 72,000.000 Gulden in absehbarer Zeit seiner Verwirklichung entgegenzugehen. Dafür spricht das im Jahre 1893 in Paris zur Vornahme von Vorarbeiten gebildete Syndicat.

Bei der Behandlung der stehenden Gewässer ist der Verfasser vor allem bestrebt gewesen, eine prägnantere Fassung der Begriffe zu erzielen, wobei ihm A. Penck's bahnbrechendes Werk „Morphologie der Erdoberfläche“ eine sichtbare Stütze bot. In sämtlichen einleitenden Theilen ist dieser Fortschritt gegenüber der zweiten Auflage wahrzunehmen. Daneben lässt sich in allen Abschnitten eine bedeutende Vermehrung des Stoffes constatieren, besonders über Sümpfe, Moore und Seen. Neu ist überdies das Charakterbild „Im Hansjäg“. Am ausführlichsten ist gegenüber der alten Auflage das Adriatische Meer behandelt; es weist eine Vermehrung von drei Druckseiten auf. Die „Berichte der Commission für Erforschung des östlichen Mittelmeeres“, das vom k. und k. Reichskriegsministerium herausgegebene „Handbuch der Oceanographie“ und das gleichnamige Werk von G. v. Boguslawski und D. Krümmel boten genügendes Material, welches in der neuen Auflage entsprechend verarbeitet ist.

Der siebente Hauptabschnitt des Buches, welcher die meteorologischen Verhältnisse der Monarchie, von Umlaufst einfach „Die Luft“ überschrieben, behandelt, zeigt in allen seinen Theilen eine sorgfältige Neubearbeitung, die den kundigen Verfasser des im gleichen Verlage erschienenen Werkes „Das Luftmeer“ auf Schritt und Tritt erkennen lässt. Neu ist z. B. der Abschnitt über die Dauer des Sonnenscheines, über die Wassertemperatur der Binnenseen und der wichtigsten Flüsse, über die Dauer ihrer Eisdecke, über die Temperaturverhältnisse einzelner Orte und über die Niederschläge. Die Abschnitte über Luftdruck, Winde und Klima sind nach den neuesten Publicationen des berühmten österreichischen Meteorologen J. Hann bearbeitet. Mit großem Interesse liest man insbesondere jenen Theil, welcher die drei klimatischen Provinzen, die Mittelmeer-, westeuropäische und osteuropäische Provinz, und deren zwölf Bezirke behandelt. Eine sehr wertvolle Zugabe sind zwei Charakterbilder, von denen das eine, „Wind und Wetter auf der Adria“, nach A. v. Jedina bearbeitet ist, während das andere, „Föhn und Bora“, da kein Autor genannt ist, wahrscheinlich vom Verfasser selbst herrührt.

Die Pflanzen- und Thiergeographie wurde dem heutigen Stande der Wissenschaft entsprechend auf Grundlage der Arbeiten von A. v. Kerner und von A. v. Mojsisovics neu eingetheilt und musste infolge dessen gründlich umgearbeitet werden, wobei eine wesentliche Vermehrung des Stoffes platzgriff. Dem ersten Abschnitte wurden überdies fünf, dem zweiten vier neue, schön geschriebene Charakterbilder beigegeben,

so daß auch diese Partie des geographischen Handbuches allen Anforderungen zuvorkommen dürfte, welche man an ein solches zu stellen berechtigt ist.

Im ethnographischen Theile des Buches sind zunächst die Ergebnisse der letzten Volkszählung (1890) verwertet, und bei den Nationalitäten ist das umfangreiche Werk „Die Völker Österreich-Ungarns“, soweit es im Rahmen eines geographischen Handbuches gelegen ist, benützt; im übrigen blieb die Ethnographie einschließlich der Charakterbilder unverändert.

Der zweite Hauptabschnitt des allgemeinen Theiles, die Statistik, erfuhr, wie es sich von selbst versteht, eine durchgreifende Umgestaltung. Seit dem Jahre 1883, das ist seit fast 15 Jahren, haben sich die Bevölkerungs-, die materiellen, die geistigen und die übrigen Verhältnisse wesentlich geändert, wie man aus einem nur oberflächlichen Vergleiche der beiden Auflagen ersehen kann. Was zunächst die Bevölkerungsstatistik betrifft, so beruht dieselbe rücksichtlich Österreich-Ungarns auf den Ergebnissen der Volkszählung vom 31. December 1890 und rücksichtlich des Occupationsgebietes, welches in den Rahmen der Darstellung einbezogen worden ist, auf den am 22. April 1895 erhobenen Daten. Entsprechend den geänderten Bestimmungen bei der Volkszählung wurden die Bevölkerungsverhältnisse ebenfalls in geänderter Weise zur Darstellung gebracht. Neu ist beispielsweise, daß auch die Höhenlage der menschlichen Wohnsitze bezüglich der Dichtigkeit der Bevölkerung in Betracht kam, was zu sehr interessanten Ergebnissen führte.

Von besonderem Belange sind die Abschnitte, welche von der Bevölkerungszunahme, von den Geburten und Sterbefällen, vom Geschlecht und Alter handeln. Aus einer vergleichenden Zusammenstellung der größeren Städte Österreichs hinsichtlich der Sterbefälle ihrer Bewohner erfahren wir z. B., daß in Wien in dieser Beziehung die günstigsten Verhältnisse herrschen, da im Jahre 1894 von je 1000 Einwohnern nur 23 ablebten, während in Klagenfurt 34, in Prag 34.4 und in Laibach 35.8 starben.

Bei der Bearbeitung der materiellen Cultur wurden nicht nur die neuesten Daten verwertet, sondern auch neue Gesichtspunkte aufgestellt, von denen aus die wirtschaftlichen Verhältnisse sowohl der einzelnen Kronländer als ihrer Bewohner behandelt werden. So gibt die Tabelle über die dem Acker- und Weinbau gewidmete Bodenfläche in den einzelnen Kronländern dem Nationalökonom eine Reihe von Daten, aus denen sich interessante Schlüsse ziehen lassen. Die Tabelle über Österreich-Ungarns Ein- und Ausfuhr von Wein in den zehn Jahren 1885 bis 1895 wirft ein düsteres Licht auf die heimische Weinproduction. Neu ist die Tabelle über den Waldstand in Österreich im Jahre 1890, wobei Hoch-, Mittel- und Niederwald unterschieden sind. Wichtig ist auch das durchschnittliche Erträgnis der österreichischen Waldungen, die Ein- und Ausfuhr des Holzes und dessen Verwertung. Bei der Viehzucht stößt der Leser auf manchen neuen Abschnitt, den er, falls er wirtschaftlichen Fragen Interesse entgegenbringt, mit Befriedigung lesen

wird. In den Abschnitten über Industrie sind durchwegs neue Daten zu finden und der Stoff vielfach erweitert (vgl. die Textilindustrie). Dasselbe gilt vom Handel und den Beförderungsmitteln desselben.

In dem hochwichtigen Capitel über die geistige Cultur der Monarchie sind überall neue Daten zugrunde gelegt und einzelne Abschnitte ganz neu bearbeitet, so der über die allgemeine Volksbildung. Einerseits ist man als guter Österreicher erfreut über die ansehnliche Zunahme der Alphabetisten in den zehn Jahren 1880 bis 1890, andererseits wird unsere fremdige Stimmung einigermaßen herabgedrückt, wenn man unser Vaterland und seine 36% Analphabeten mit den benachbarten Ländern in Parallele bringt und sieht, wie viel noch zu arbeiten ist, um mit den europäischen Culturstaaten des Nordens und Westens gleichen Schritt zu halten. In der Moralstatistik und bei der Behandlung der socialen Verhältnisse stoßen wir allerorten auf sehr wertvolle Zugaben, welche dazu beitragen, uns ein klares Bild über die gerade in der Gegenwart vielfach ventilirte sociale Frage in der Monarchie zu verschaffen.

Die beiden Abschnitte, welche die Verfassung und Verwaltung der beiden Reichshälften und der gesammten Monarchie behandeln, blieben begreiflicherweise fast unverändert, dagegen weisen die Capitel über das Finanz- und Kriegswesen bemerkenswerte Erweiterungen auf, abgesehen davon, daß durchwegs neues Zahlenmaterial verwertet ist. Ganz neu sind die beiden Tabellen „Kriegsflotte 1896“ und „Eintheilungsliste des schwimmenden Flottenmaterials der k. und k. Kriegsmarine“.

Der „Besondere Theil“ des Buches, eine Länder- und Völkerkunde der einzelnen Königreiche und Länder, zeigt in allen Abschnitten Veränderungen und Vermehrungen, nur das jedem Lande vorausgeschickte „Geschichtliche Bild“ ist in geringem Maße alteriert. Die physische Geographie ist, entsprechend den Änderungen im allgemeinen Theil, vielfach umgestaltet; die Behandlung der Bevölkerungsstatistik und der Culturverhältnisse beruht durchwegs auf neuen Daten. Neu ist die Aufnahme eines besonderen Abschnittes über den Waldstand eines jeden Landes. Im topographischen Theile sind einige Orte mehr aufgenommen, und in Kronländern mit gemischtsprachiger Bevölkerung ist dem deutschen Ortsnamen die nicht deutsche Ortsbezeichnung in Klammern beigelegt. Schließlich sei noch hervorgehoben, daß das alphabetische Register mit größter Sorgfalt bearbeitet ist, und daß dasselbe wie in den beiden früheren Auflagen eine wertvolle Bereicherung des Buches bildet, dessen Ausstattung nichts zu wünschen übrigläßt.

Sehr viele Illustrationen sind durch neue ersetzt. Letztere sind theils directe Reproductionen von Photographien, theils nach solchen mit Meisterhand in Holz geschnitten.

So präsentiert sich Prof. Dr. Fr. Umlauf's Buch „Österreichisch-Ungarische Monarchie“ in seiner dritten Auflage als ein geographisch-statistisches Handbuch, welches dem neuesten Stande der Wissenschaft entspricht, die neuesten statistischen Daten bietet und allen Anforderungen genügt, die man in der Gegenwart an ein derartiges Werk zu erheben berechtigt ist. Ebenbürtig kann es allen Handbüchern gleicher

Art nicht nur zur Seite gestellt werden, sondern es überragt dieselben in vielfacher Richtung. Dem Laien wie dem Fachmann ist es ein unentbehrliches Nachschlagebuch. Möge es sich die Freunde, welche es in den früheren Auflagen erworben, erhalten und neue Freunde gewinnen zum Nutzen und Frommen unseres theueren Vaterlandes, das leider selbst von seinen eigenen Bewohnern unter Habsburg-Lothringens Scepter noch zuwenig gewürdigt und geschätzt wird!

Wien.

H. Trampler.



Franz Herolds Dichtungen.

„Wachen und Werden. Ausgewählte Gedichte.“ G. Biersons Verlag, Dresden und Leipzig 1892. — „Spuren. Ausgewählte Gedichte.“ Ebenda 1893. — „Fremde und Vaterland. Vermischte Dichtungen.“ Max Geißlers Verlag, Dresden-Bachwitz 1895.

Zu den wenigen Charakterköpfen, welche die deutsche Lyrik der letzten fünfzehn Jahre aufzuweisen hat, gehört ohne Zweifel Franz Herold (geb. 1854 zu Böhmisch-Leipa, zur Zeit als Professor am k. k. akademischen Staatsgymnasium in Wien thätig). Freilich nennt er selbst sich gelegentlich („Fremde und Vaterland“ S. 192) einen unwillkürlichen Nachahmer Schillers; doch möchten wir dieses Urtheil keinesfalls unterschreiben. Denn wohl theilt er mit unserem Nationaldichter den tiefen sittlichen Ernst und die philosophische Richtung des Geistes; im übrigen aber unterscheidet sich seine sinnige Anmuth scharf und allenthalben von dem tönenden, oft ans Rhetorische grenzenden Pathos des großen Marbachers. Was Herolds Poesie hauptsächlich charakterisiert, ist seine seelische Zartheit, die ihn so recht als Dichter der Psyche kennzeichnet, und die beinahe ans Frauenhafte gemahnen möchte, stände nicht daneben die Fähigkeit, die eigenen Empfindungen psychologisch zu beleuchten und zu deuten — eine Gabe, welche dem schwächeren Geschlechte fast durchgängig abgeht. Vom derb Volksthümlichen mag Herolds Muse nichts wissen; selbst dasjenige Lied seiner Sammlungen, welches ans Naive streift, das allerliebste „Ei, Ei“ („Fremde und Vaterland“ S. 193), erscheint doch schärfer pointiert, als dies bei dem eigentlichen Volksliede der Fall ist. Ebenso ist seine Dichtung dem Leidenschaftlichen abgeneigt, und hierdurch sondert sie sich bedeutsam von der Lenaus. Die elegische Stimmung, nach Schopenhauers und auch unserer Meinung die normale Eigenschaft aller hochbegabten Geister, haben beide gemein; aber während Niembisch von Strehleuan sich in Schmerz maceriert und ihn so künstlich und künstlerisch zu steigern sucht, mildert ihn Herold durch psychologische Selbstbetrachtung zu stiller, sanfter, weiser Trauer („Spinne“ in „Spuren“ S. 7). Überhaupt will es uns bedünken, daß bei ihm ähnlich wie bei Albert Möser nach dessen eigenem Ausspruche der trübe Grundton des Sanges weniger persönlichen Erfahrungen als vielmehr einer auf abstractem Wege erworbenen Weltanschauung entspringt; wer also vom Lyriker verlangt, daß dieser alles, was er schildert, zuvor am eigenen Fleische durchgekostet haben müsse, statt sich in viele Situationen nur hineinzuträumen,

der mag ihn deshalb getrost der Unwahrheit zeihen; wir sind weit davon entfernt, solchen Vorwurf gegen ihn zu erheben.

Eine reife und vollwertige Leistung stellt gleich Herolds erste Sammlung „Wachsen und Werden“ dar. Neben der eben von uns hervorgehobenen psychologischen Kunst des Dichters, die uns im Naturbilde ein Gemälde des individuellen Menschenherzens wie Hamlets Schauspiel im Schauspiele vorführt, und welche in Poemen wie „Schließ die Augen“ (S. 30), „Lied und Leid“ (S. 36), „Vorüber“ (S. 54), in einigen von den Bildern „Aus den Bergen“ (Nr. 6 und 7, S. 48 und 49) und in „Winterabend“ (S. 157) zu packendem Ausdrucke kommt, erregen hier die prächtigen Schöpfungen, welche uns in einzelnen Individuen aus Mythe und Historie typische Vertreter allgemeinen menschlichen Loses erblicken lassen, in erster Linie unsere Bewunderung. Beispiele hierfür bieten „Odipus“ (S. 132 ff.), „Odysseus“ (S. 136 f.) und „Lohengrin“ (S. 346); letzteres als das vollendetste Stück in dieser Hinsicht können wir uns nicht versagen, hier zu citieren:

Lohengrin.

Es kam aus ewig dunkler Ferne,
Sich selbst ein Räthsel, unbekannt,
Vielleicht von einem schönen Sterne
Der Mensch in dieses Erdenland;
Ein Lohengrin, vom Schwanenflügel
Des reinen Muthes, stolz und gut,
An goldner Hoffnung losem Zügel
Geführt auf Jugendtschmeichelsut.
Da will in langem, heißem Streite
Das Glück geschützt, errungen sein,
Und sehned führt er das gefreite
Fuß Brautgemach des Herzens ein
Und möcht' sich an die Lippen saugen,
An Brust und Wang', erglüht in Scham —
Da schlägt es auf die dunklen Augen
Und fragt ihn leis', woher er kam.
Da muß er einsam wieder ziehen
Durch Zweifels Nacht mit Leid und Schmerz,
Da möcht' er müde ruhn und fliehen
In dunkle Ferne, heimatwärts.
O, daß dem Armen dann am Strande
Sich wieder nah' der lichte Schwan
Und mit des Zügels goldnem Bande
Der Jugend leichter Schankelahn!
O, daß er schieb' von hier verhöhnet,
Mild lächelnd mit der Weisheit Ruh',
Dann wieg', von Abendroth gefrönet,
O Welle, ihn der Heimat zu!

Treffliche Naturlieder ohne ausgeprägt philosophischen Hintergrund sind ferner „Sommernacht“ (S. 35), „Mondschein“ (S. 40), „Sommer“ (S. 63) und viele der Lieder „Aus den Bergen“ (S. 76 ff.). Erhabene Klänge schlägt die Hymne „An das Leid“ (S. 104 f.) an; auch die Epigramme und Sprüche dieses Bandes sind von schneidigem Gehalte (besonders Nr. 3 und 9), obschon sie zuweilen eine gewisse Bitterkeit athmen, von der sich Herold sonst frei hält. Schließlich sind noch die

epischen Dichtungen „Der Tod Mohameds“ (S. 134 ff.) und „Persepolis“ (S. 138 f.) als gelungen zu bezeichnen.

Hinter „Wachsen und Werden“ steht Herolds zweite Veröffentlichung an poetischem Werte etwas zurück; sie verräth stellenweise eine unverkennbare Erschöpfung und weist Poeme auf, die aus Triviale streifen: „An der Mauer“ (S. 8 f.), „Meteor“ (S. 171), „Mutter Natur“ (S. 92); auch ihre Epigramme (S. 139 ff.) sind minder lobenswürdig als die der ersten Sammlung. Nichtsdestoweniger finden sich auch hier lyrische Perlen wie „Spinne“ (S. 7), „Nacht“ (S. 16), „Der beste Stab“ (ebenda), „Wettstreit“ (S. 48), „Wolke“ (S. 54), „Frühlingswald“ (S. 101), „Heimat und Fremde“ (S. 130 ff.) und das reizende „Mädchenlied“ (S. 102 f.):

So zieh' ich meine Kreise,
Weil ich nicht anders kann,
Und spinn' Dich leise, leise
In meinen Zauberband,
So wie die Raupe spinnend
Den grünen Zweig umwebt,
Im dunklen Drang beginnend,
Was ahnend sie umschwebt.
Von Ferne sacht begann sie
Ein Fädlein leicht und fein,
Und in ein Häuschen spann sie
Mit ihrem Zweig sich ein.

Am reichsten offenbart sich Herolds Können in seiner neuesten stattlichen Gedichtsammlung „Fremde und Vaterland“. Wieder zeigt sich hier der feinsinnige Psychologe in seiner ganzen Amuth: „Glück“ (S. 6), „Unvergeßlich“ (S. 10), „In der Villa Hadrians“ (S. 11), „In der Dämmerung“ (S. 26), „Ahnung“ (S. 88), „Frage“ (S. 172), „Von Stern zu Stern“ (S. 173), „Kampf“ (S. 174), „Vorüber“ (S. 178), „Der erste Frost“ (S. 178), „Veränderung“ (S. 192), „Nachgebeugt“ (S. 299), „Stille Zeit“ (ebenda) und „Herbsttag“ (S. 325). Dieselbe seelenkennerische Meisterschaft bewährt sich in den epischen Stücken dieses Bandes, vor allem in dem holden „Märchen“ (S. 250), weiterhin in dem ergreifenden Seelengemälde „Ein Opfer“ (S. 106 ff.) und in der prächtigen Künstlerliebesgeschichte „Mijurina“ (S. 194 ff.). Welcher Unterschied zwischen der keuschen Erotik Herolds, wie sie uns aus diesen duftigen Zeilen sowie aus der rührend innigen „Werbung“ (S. 86 f.) entgegenflüstert, und der Auerhahnbrunst unserer fin-de-siècle-Dichterlinge!

Ein Hauch von Entsagung und gedämpfter Sehnsucht nach der entschwundenen Jugend weht selbst durch die glücklichsten Augenblicke unseres Poeten! Eine mit Schwung und Tiefe gesungene Hymne ist „Die Schule“ (S. 309 ff.), ein hohes Lied des Lehrberufes, dem sich Herold gewidmet. Und wenn auch Italien den Dichter zu tönender Begeisterung anfeuerte (wir nennen nur „Pästum“ (S. 32 ff.) und „Pompeji“ (S. 34), so dringen uns doch seine Heimatslieder noch traulicher ins Gemüth. Wo käme das Lob des Vaterlandes schöner zum

Ausdrucke als in „Nord und Süd“ (S. 292), „Zur Ruhe“ (S. 169) und in der herrlichen „Heimkehr“ (S. 297).

Es braucht wohl kaum besonders betont zu werden, daß sich die Sprache Herolds überall durch schlichte, maßvolle Anmuth kennzeichnet; einzelne unreine Reime sind auf Rechnung seiner österreicherischen Abstammung zu setzen.

Man höre das süße, F. Rückerts und K. F. Meyers besten gleichartigen Schöpfungen ebenbürtige „Zur Ruhe“ (S. 169):

Des braunen Rebhahns Schrei
Zu Bett ruft seine Leute;
Der Habicht streicht vorbei,
Nicht achtend mehr der Beute,
Dem Wald entschlüpft das Reh,
In grüner Saat zu liegen,
Der dunklen Brust das Weh,
An Hoffnung sich zu schmiegen
Es hört der Welt Gebraus
In immer weitem Fernen,
Mit einem Blumenstrauß
Entschlummert's unter Sternen.

Nebenbei sei noch der Vollständigkeit halber eine aus Herolds Feder stammende Programmabhandlung, „Josef Emanuel Hilfscher, ein Dichterleben“ (Prag 1888, Selbstverlag), erwähnt, eine Biographie des unglücklichen poetischen Corporals, der gleich so vielen anderen dem Zwiespalt zwischen äußerem und innerem Sein zum Opfer fiel. Auch diese Arbeit zeugt von liebevollem Verständnisse für ihren Gegenstand und vornehmem Takt des Urtheiles.

Möge Franz Herold die Anerkennung, die ihm von Seiten der Kritik zutheil geworden, auch beim Publicum in möglichst ausgedehntem Maße ernten: verdient hat sie der reichbegabte, ernste und treue Jünger der Muse wahrlich vollauf!

Raunhof bei Leipzig.

Paul Kunad.





Österreichisch-Ungarische Dichtersalle.

Die Falkensteiner Glocke.

Wien.

Von Guido List.

Frau Mechthild angstvoll am Warthurm stand,
Sie schaute bekümmert weithin durchs Land:
Die Burg umtummelt ein Landsknechttheer
Wie wogende Brandung den Fels im Meer,
Und mit dem wimmelnden Lanzenroß
Der rächende Kaiser hält stolz zu Ross

Vor Falkenstein, der Feste.

Frau Mechthild schaut sich die Augen roth,
Sie sieht statt Rettung nur Schmach und Tod;
Der Falkensteiner doch lacht und spricht:
„Mich schrecken die kläffenden Heerhunde nicht;
Die Mauern sind fest, und der Burgfels ist hart,
Ich werde die grüßen nach meiner Art

Von Falkenstein, der Feste!“

Frau Mechthild schaute vom Thurme bang
Hinab auf des donnernden Kampfes Gang;
Die Mauern schon bersten, der Burgfels wohl hält,
Doch Thurm und Pallas zu Trümmern zerfällt,
Die Zugbrücke sinkt, das Thor klappt auf,
Der wimmelnde Troß schon einrennt zu Haus

In Falkenstein, der Feste.

Frau Mechthild da wanket vom Thurme herab,
Ihr ist's schier, als stieg sie ins dämmernde Grab;
Verstummt sind Kartauen und Waffengeklirr,
Schon balgt sich im Burghof der Plünderer Gewirr,
Schon prasselnd die brandfrohe Lohe blinkt
Um Dach und um Giebel, im Blutmeer versinkt

Alt-Falkenstein, die Feste.

Frau Mechtild athmet schwer und tief,
 Sie hört eine Stimme, die höhrend rief:
 „Graf Falkenstein, Du arger Schelm,
 Du trugst wohl am längsten Schild und Helm,
 Ein Halsband aus Hanf ist gefeilter Dir schon,
 Dran wird man Dich hängen, Dich Hundesohn,
 Vor Falkenstein, der Feste!“

Frau Mechtild in Thränen ihr Leid ausklagt,
 An Rettung und Hilfe sie qualvoll verzagt;
 Da tönet vom Thal her wie Otergesang
 Gar trostreich und mild einer Glocke Klang,
 Und „Rett' ihn! Rett' ihn!“ die Glocke ihr singt —
 Da eilet Frau Mechtild hoffnungsbeschwingt
 Aus Falkenstein, der Feste.



Schon versinkt am glühnden Himmelsbogen
 Goldigroth der Sonne Flammenschild,
 Dunkel heben sich gleich starren Wogen
 Spensig dräunend übers Glanzgefil'd
 Fels'ge Klippen, waldbestandne Berge;
 Furchtbar steuert drauf der Tod als Ferge
 Bleich sein Todtenschiff voll Schreckenspein:
 Das vom Brand umzuckte Falkenstein.

Blutroth qualmt der Rauch empor zum Himmel,
 Halb gethan nur scheint der Rache That;
 Mürrisch reitet drum vorm Heergewimmel
 Schweigsam ernst der Kaiser seinen Pfad;
 Hinter ihm in schweren Eisenketten
 Düst'rig, trozig, sinnend, wie sich retten,
 Schreitet stumm der Falkensteiner her,
 Arg verhöhnt, geschmäht von Tross und Heer.

Dort im Lager vor dem Purpurzelte
 Saß der Kaiser strenge zu Gericht:
 „Falkensteiner! Trenn'los ich Dich schelte!“
 Zürnend da zum Graf der Kaiser spricht.
 „Untreu warst Du, hast verwirkt Dein Leben,
 Deine Grafschaft! Nimmermehr erheben
 Aus dem Schutte darf, bei Gras und Grein,
 Künftig sich die Feste Falkenstein!“

Drauf der Kaiser heißt den Grafen führen
 Vor das Lager, wo ein Eichbaum steht;
 Stolz verschmäht der Graf, den Feind zu rühren,
 Nicht um Gnade fleht er, schweigt und geht.
 Händeringend, spottend der Gefahren,
 Dringt Frau Mechtild durch der Landsknecht' Scharen,
 Schluchzend sinkt sie hin vor Kaisers Thron,
 Flehend, daß den Gatten man verschon'.

Born flammt blühend aus des Grafen Zügen,
Trogig ruft er: „Henter! Zieh den Strick!
Waffenglück mich durfte schmachvoll trügen,
Gnadenglück doch keinen Augenblick!

Mechtild Du! Das Kind des Kuenringers!
Du! Das Weib des kühnsten Schwertersehwingers!
Mechtild! Gräfin! Du von Falkenstein!
Knieend ehre Du nur Gott allein!“

Auf vom Boden hebt sich Mechtild zagend,
Scheu zum Kaiser wendet sich ihr Blick,
Angstvoll ruht auf ihm ihr Auge, fragend,
Ob er gnädig lenke ihr Geschick;

Doch des Kaisers Stirne liegt in Falten,
Höhnend spricht er: „Gnade lass' ich walten
Läßt den Grafen heut' noch athmen Luft,
Hängt ihn, wenn die Morgenglocke ruft!“

Starr vor Schreck Frau Mechtild zuckt zusammen:
„Gnade nennst Du, Kaiser, solchen Hohn?
Dort versinkt der Falkenstein in Flammen
Wie die Freiheit deutscher Nation!

Gnade seh' ich nicht von Völkerschlächtern,
Sinnst Du Tod doch allen Freiheitswächtern,
Sterben soll der Graf von Falkenstein,
Seiner wert wird auch die Gräfin sein!“

Stolz erhobnen Hauptes steht die Hehre
Vor des Kaisers düst'rer Majestät,
Freudig küßt der Graf sie vor dem Heere —
Fernher tönt die Abendglocke spät.

„Hört die Glocke,“ ruft der Kaiser höhnend,
„Grüßt ihr Klang der Sonne Aufgang tönend,
Hängt am Eichbaum ohne Sang und Klang
Fürstlich hoch der Graf am Galgenstrang!“

Engumschlungen seh'n die Schwergeprüften

In des Abschiedstufes Schmerzenslust;

Weither tönt die Glocke aus den Lüften,

„Rett' ihn! Rett' ihn!“ pocht's in Mechtilds Brust;

„Rett' ihn! Rett' ihn!“ ruft der Glocke Klingen,

„Rett' ihn! Rett' ihn!“ drängt der Töne Schwingen;

Mechtild zögernd löst des Grafen Arm,

Mhnend wankt sie fort mit ihrem Harn.



Frau Mechtild, wie ist sie so wegemild,
Die Nacht sie durchirrte im Forste,
Den Fuß rieb so wund ihr der Felsen rüd,
Auf dem sie einst hauste im Horste!
Dort drunten im Thale das Kirchlein steht,
Frau Mechtild will wagen die Bitte,

Schon krähen die Hähne, und Frühluft weht,
 Da heißt es bestügeln die Schritte.
 So wankt sie denn weiter und schleppt sich matt
 Hinauf in den Thurm zu den Glocken,
 Wo Gangolf, der Glöckner, sein Stübchen hat —
 Fast fühlte den Herzschlag sie stocken.
 Erstaunt spricht der Graubart die Gräfin an:
 „Was sucht meine Herrin im Thurme?
 Du kommst doch noch nie zu mir altem Mann!
 Du willst, ich soll läuten zum Sturme?“
 Und hurtig eilt Gangolf zum Glockenstrang,
 Dran hindert sie ihn mit Entsetzen:
 „So hör' mich nur, Alter! Kein Glockenklang
 Darf heute die Ruhe verlegen!“
 Doch Gangolf war taub, drum zur Frau er spricht:
 „Dein Wort, hohe Herrin, in Ehren,
 Zwar kann ich verstehen Dein Gehren nicht,
 Das Läuten doch darfst Du nicht wehren!
 Wohl mehr schon als fünfzig gar lange Jahr'
 Lass' täglich die Glocke ich singen
 Zum Taufgang, zur Hochzeit, zur Todtenbahr',
 Zu Freuden und Leiden sie klingen.
 Und weil ich mein Lebtag sie tren gepflegt
 Dem heiligen Ruprecht zu Ehren,
 So thu' ich's auch fürder und mentwegt,
 Nie werd' ich die Ordnung verkehren.“
 Der Gräfin wird hange, voll Angst sie schaut
 Durchs Schalloch hinaus in die Lande,
 Schon weicht die Nacht, und der Morgen graut —
 Ihr werdet zu eng die Gewande.
 Im Osten schon leuchtend das Frühroth steht,
 Zu öffnen der Sonne die Pforten,
 Da angstvoll und dringend den Glöckner fleht
 Frau Mechthild mit hastenden Worten:
 „Nimm all meine Kleinod' aus Truh' und Schrein,
 Nur laß mir die Glocke heut schweigen,
 Es muß sonst Dein Herr, der von Falkenstein,
 Sein Haupt vor dem Freimanne neigen!“
 Doch Gangolf erwidert: „Die Glocke mein,
 Die laß' ich nur mit dem Leben;
 Ist Sterben bestimmt dem von Falkenstein,
 Die Glocke den Schluß nicht kann heben.
 Drum spare die Thränen, das Flehen auch,
 Dein Gold gar, das sollst Du behalten,
 Ich läute die Glocke nach altem Brauch,
 Du lasse das Schicksal nur walten!“

Entsetzliche Angst faßt Frau Mechtild an,
 Sie ringet verzweifelnd die Hände;
 Schon leuchten im Westen aus dunklem Taun
 Im rosigen Glanze die Wände.
 Verzweifelnd Frau Mechtild nach Osten 'haut,
 Lust will auch die Sonne dort steigen,
 Und „Rett' ihn!“ und „Rett' ihn!“ ihr Herz pocht's laut,
 Doch Rettung will nimmer sich zeigen.
 Und Gangolf, jetzt greift er zum Glockenstrang,
 Das darf, das kann nicht geschehen,
 Daß heute unseliger Glockenklang
 Den Theuren soll tödlich umwehen!
 Da blizt durch die Seele ihr Himmelsrath,
 Sie eilet zum Glockengestühle
 Im obern Gelasse und macht zur That
 Die Rettung im Drang der Gefühle.
 Schon wiegt sich die Glocke im leichten Schwurg,
 Schon pendelt der Klöppel im Gange,
 Da wagte sie kühn einen mächt'gen Sprung
 Und fasset den Klöppel im Gange.
 Frau Mechtild zieht rasch sich am Klöppel hoch,
 Will wagend die Rettung erringen,
 Mit Achsel und Rücken, so hofft sie doch
 Die Glocke zum Schweigen zu bringen.
 Und stärker und schneller bald schwingt mit Macht
 Die Glocke sich stumm in den Lüften;
 Schon bluten die Hände, der Schmerz erwacht
 In Schultern und Achseln und Hüften.
 Doch „Rett' ihn!“ und „Rett' ihn für immerdar!“
 Ist Mechtilds alleiniges Sinnen,
 „Und läutet die Glocke zu Tod mich gar,
 Sein Leben will froh ich gewinnen!“
 Der Neigen sich wilder und toller dreht,
 Doch „Rett' ihn!“ und „Rett' ihn!“ sie wimmert,
 Und ob ihr auch Athem und Sinn vergeht,
 Die Rettung doch glanzfroh ihr schimmert.
 Und endlich, es steht auch die Glocke still,
 Frau Mechtild sinkt kraftlos zu Boden;
 Der Glöckner still betet: „Gescheh' Dein Will',
 O Herr! Gib Du Frieden dem Todten!
 Mit meinem Gebreite wird's zu arg,
 Heut hört' ich die Glocke kaum brummen:
 Mein Glöcklein! Dein Gangolf liegt bald im Sarg,
 Dann magst Du das Grablied ihm summen!“



Der Tag bricht an, der Wind weht kühl,
 Im Lager regt sich's bald;

Der Landsknecht hebt sich leicht vom Pfühl,
 Wenn Trommelwirbel schallt.
 Der Feldhauptmann die Losung gibt
 Und geht die Posten ab,
 Die Wagen rasch der Troß vorschiebt
 Und bringt die Ross' in Trab.
 Jetzt tritt der Hauptmann in das Zelt,
 Wo der Gefangne ruht:
 „Steht auf! Nehmt Urlaub von der Welt,
 Macht Euch zum Tode Muth!
 Der gnäd'ge Kaiser gab Euch Frist
 Bis Morgenglockenklang,
 Wenn der erschallt, daß Ihr's nur wißt,
 Geht Ihr den letzten Gang.“
 Der Falkensteiner sich erhebt,
 Er wahr't den trog'gen Schein;
 Im Stillen doch sein Herz erbebt,
 Denkt er der Frane sein.
 Die Sonne steigt empor mit Pracht,
 Begrüßt von Vogelsang,
 Ein heller Gottesmorgen lacht —
 Doch tönt kein Glockenklang.
 Der Kaiser fragt den Feldhauptmann:
 „Was schallt die Glocke nicht?“
 Der Feldhauptmann zum Weibel dann:
 „Bring rasch davon Bericht!“
 Der Weibel forscht bei Heer und Troß:
 „Was bellt die Schelle nicht?“
 Drauf einer sagt: „Die Sorg' ist groß!
 Das ist ein Gottsgericht!
 Laßt los den Falkensteiner gehn,
 Er that nach Recht und Ehr',
 Groß Unrecht ist an ihm geschehn,
 Er ist ein tapfrer Herr!“
 Der Feldhauptmann zum Kaiser spricht:
 „'s ist eine böse Sach'!
 Der Graf ist frei durch Gotts Gericht
 Von Henkertod und Schmach.
 Und gibst nicht frei den Grafen Du,
 Herr Kaiser, sonder Weil',
 Die Landsknecht' stehen auf im Nu —
 Entschließe Dich in Eil'!“
 Und während noch der Feldhauptmann
 Also dem Kaiser räth,
 Ein wundes Weib im hohen Tann
 Sein scharfes Aug' erspäht:

„Herr Kaiser, schaut Frau Mechthild dort,
 Was der wohl Leids geschah?
 Die wankt auf Krücken — fröhlich fort!
 Ein Wunder sie wohl sah?“
 Frau Mechthild hinkt im Lager ein,
 Die guten Landsknecht' frumm,
 Die rufen: „Gräfin Falkenstein,
 Das Heer beut Dir Willkomm!“
 Da kann der Kaiser anders nicht,
 Besiegt vom Feldgeschrei,
 „Die stumme Glocke,“ so er spricht,
 „Macht, Falkenstein, Dich frei!“
 Und als man ihm verkündet hat,
 Wie Mechthild kühn vollbracht
 Aus Frauentreu solch Heldenthat,
 Auch seine Treu erwacht.
 „So löf' ich von Dir Acht und Bann,“
 Der Kaiser ruft es laut,
 „Sei mir so treu als Lehensmann
 Wie Dir Frau Mechthild traunt!“ —
 Bald hob sich neu Burg Falkenstein
 Empor zu hehrer Pracht
 Mit stolzem Thurm und Zinneureih'n
 Durch treuer Liebe Macht.
 Doch heute liegt Burg Falkenstein
 In Trümmern wüst und kahl,
 Nur dauernd noch die Glocke rein
 Tönt weithin durch das Thal.





Francisco-Josephinum

in

Wödling bei Wien.

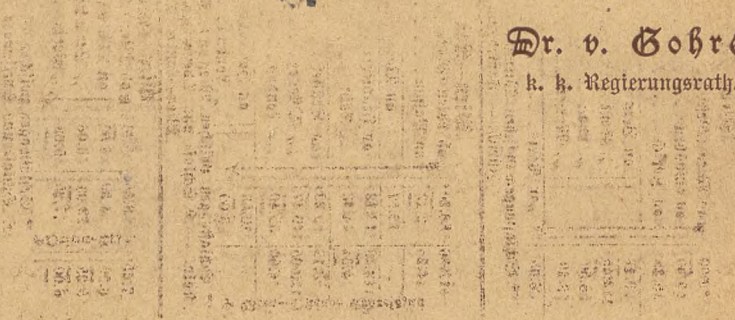


Eröffnung des neuen Studienjahres an der landwirtschaftlichen Lehranstalt am 16. September 1897, an der Brauerschule am 1. October 1897, an der Gärtnerschule am 1. October 1897.

Programme sind zu beziehen durch die Direction:

Dr. v. Gobren

k. k. Regierungsrath.



A. K. Österreichische Staatsbahnen.

Glittig vom 1. October 1897.

Kürzeste Zugverbindungen:

Wien - Arberg - Paris - Genf.

*9.00	ab Wien (Wesfb.)	an Ar	*7.35	9.15
9.30	an Innsbruck	ab	6.24	7.15
5.38	an Zürich	ab	10.30	6.25
9.12	an Bern	ab	7.00	1.57
12.45	Genf	ab	1.00	8.05
8.50	Eyon	ab	6.36	
9.49	Marfelle	ab	10.45	
6.05	an Paris	ab	8.35	10.18

* Schlafwagen zwischen Wien und Paris. — Speisewagen zwischen Wörgl und Zürich. — Fahrtdauer: Wien-Paris 33 Stunden.

Wien - Köln - Brüssel - London.

11.20	*8.20	ab Wien (Wesfb.)	an	*6.45	4.30
4.25	2.12	an Passau	ab	1.03	41.28
12.49	12.19	an Mainz	ab	1.23	2.53
4.34	4.43	an Frankfurt	ab	2.00	11.11
8.12	9.29	an Brüssel	ab	9.25	5.45
10.05	10.47	an Dende	ab	2.24	4.01
4.50	5.40	an London	ab	5.30	10.00
10.53	8.00	an Boel via Holland	ab		

* Schlafwagen zwischen Wien und Mainz. — + Schlafwagen von Dende nach Köln. — * Schlaf- und Speisewagen zwischen Wien-Dende. — Fahrtdauer: Wien-London 29½ oder 33½ Stunden.

Wien - München - Paris.

7.45	8.35	8.20	ab Wien (Wesfb.)	an	*6.45	6.52	9.15
6.50	4.50	6.50	an München	ab	9.13	11.05	10.03
5.25	12.03	5.06	an Straßburg	ab	9.30	9.35	10.15
6.00	7.25	5.09	an Paris	ab	8.25	7.10	8.43

* Schlafwagen zwischen Wien und München. — * Schlaf- und Speisewagen zwischen Wien-Paris.

Auskunftsbureau der k. k. österr. Staatsbahnen in Wien, I., Hofannegasse 29.

Die Nachzeiten von 6.00 Abends bis 5.00 Früh sind durch Unterstreichen der Minutenziffern bezeichnet.

Wien - Pontafel - Venedig - Rom und Mailand - Genua.

9.00	ab Wien (Wesfb.)	an	7.35	9.45
7.20	an Venedig (Südb.)	ab	9.01	12.05
4.27	an Pontafel	ab	7.35	10.28
6.02	an Venedig	ab	2.10	4.45
11.00	an Mailand	ab	7.30	11.25
6.35	an Genua	ab	2.44	6.55
12.20	an Rom	ab	11.10	2.30

Fahrtzug Wien - Triest - Cannes.

2.85	ab Wien (Wesfb.)	an	3.20
7.05	an Triest	ab	9.0

Som 15. November an täglich.
Schlaf- und Speisewagen. — Fahrtdauer: Wien-Triest 2 1/2 Stunden.

Wien - Bogen-Grös - Meran.

*7.45	+9.00	*9.00	ab Wien (Wesfb.)	an	*.35	47.35
+7.20	1.42	4.48	an Bogen-Grös	ab	11.00	49.45
5.68	2.59	7.04	an Meran	ab	8.37	12.45
8.02			an über Innsbruck. — + über Villach.	ab	8.45	8.07

Fahrtzug Wien - Bogen-Grös - Meran

8.30	10.20	ab Wien (R. S. B.)	an	7.25	9.20
6.01	7.40	an Bogen-Grös	ab	9.35	11.19
2.45	10.57	an Meran	ab	5.17	2.40
9.05		an über Innsbruck. — + über Villach.	ab	8.17	5.17
10.32			ab	6.55	6.55

Wien (Südb.) ab Mittwoch und Samstag 8.05.
Wien (Südb.) ab Montag und Donnerstag 9.55.
Salon- und Speisewagen. — Fahrtdauer: Wien-Meran 14½ Stunden.

Wien - Eger - Cassel (Köln) - Aachen.

8.30	10.20	ab Wien (R. S. B.)	an	7.25	9.20
6.01	7.40	an Eger	ab	9.35	11.19
2.45	10.57	an Cassel	ab	5.17	2.40
9.05		an Köln	ab	8.17	5.17
10.32		an Aachen	ab	6.55	6.55